

**ERINNERUNGEN
AUS RASTATT,
1849**

Albert Förderer



Ger 2162.1



FROM THE LIBRARY OF PROFESSOR KONRAD VON MALTER OF MUNICH

8550

#

Erinnerungen

aus

Rastatt 1849.

P 586

Von

Albert Förderer.



L a h r.

Verlag von Chr. Schömpelen.

1881.

Ger 2162.1

Harvard College Library

OCT 10 1908

Hohenzollern Collection

Gift of A. C. Coolidge

Druck von Chr. Schömpfer in Lehr.

Inhalt.

	Seite.
<u>Einleitung</u>	<u>V.</u>
<u>Vorläufer der Militärmeuterei</u>	<u>1.</u>
<u>Die Militärmeuterei</u>	<u>14.</u>
<u>Die provisorische Regierung und der Krieg</u>	<u>26.</u>
<u>Die Belagerung</u>	<u>57.</u>
<u>Uebergabe und preussischer Kriegszustand</u>	<u>102.</u>
<u>Das Standgericht</u>	<u>120.</u>
<u>Verzeichniß der Strafurtheile</u>	<u>145.</u>

Einleitung.

Die „Karlsruher Zeitung“ vom 9. Januar 1881 brachte eine Mittheilung über eine Unterredung, welche der Literat Otto von Corvin im Jahre 1870 zu Versailles mit dem Fürsten Bismarck gehabt, in welcher Letzterer gesagt habe: „So sehen Sie, wie das Schicksal die Dinge fügt: dieselben Gesinnungen haben Sie in's Gefängniß geführt, und mich auf den Platz, auf welchem ich stehe“. — „Dieselben Gesinnungen“ sind hier die Bestrebungen für Deutschlands Einheit, welchen allerdings Otto v. Corvin im Jahre 1849 als Haupt-Betheiligter beim badischen Aufstande einen anderen Ausdruck gab, als Otto v. Bismarck. Diese Mittheilung der „Karlsruher Zeitung“ hat mir, der ich die Jahre 1848 und 1849 in Rastatt verlebte, die Vorgänge jener Zeit in der Bundesfestung Rastatt und die dabei maßgebenden Persönlichkeiten wieder so lebhaft vor die Seele geführt, daß ich die betreffenden Personen aus dem Gedächtnisse malen könnte, wenn diese edle Kunst mir eigen wäre. Zu diesen Unvergesslichen gehört auch obgenannter Herr v. Corvin, den ich oft sah und auch einigemal

reden hörte. Er mag damals etliche 30 Jahre gezählt haben, war ein mittelgroßer schwächtiger Mann mit intelligentem aber leidenschaftlichem blassen Gesichte und schwarzen Haaren. Er trug eine Phantasie-Uniform, dabei rothe Weinkleider. Er war Generalstabs-Chef des Gouverneurs Liebemann und wohl dessen rechte Hand. Er hauptsächlich feuerte die Besatzung der belagerten Festung zu ausdauerndem Widerstande an, bis er sich plötzlich bekehrte, wodurch er sein Leben rettete und die Raastatter vor weiterem schweren Ungemach bewahrte.

Am 12. Januar brachte ein anderes badisches Blatt einen Artikel über die im Jahre 1849 in Raastatt standrechtlich Erschossenen, von denen gesagt wird, daß sie wie die Helden gestorben seien.

Diese beiden Zeitungs-Artikel haben in mir den Entschluß zur Reise gebracht, meine Erinnerungen aus jener denkwürdigen Zeit zu veröffentlichen, wozu ich befähigt zu sein glaube, weil ich, als damals einundzwanzigjähriger Student, mit offenem Auge und mit regstem Interesse die bunten Tageserscheinungen beobachtete. Ich hatte damals, wie man zu sagen pflegt, die Nase überall dabei. Da ich im Winter 1848—1849 eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, wurde ich nicht zum Militärdienst beigezogen, der Unterricht am Lyzeum war unterbrochen, und so konnte ich Tag für Tag der edeln Bummelerei mich hingeben. Viele meiner Mitschüler waren der Festungs-Artillerie eingereiht, wodurch ich, bei dem Mangel ernstlicher Disziplin und einheitlichen Kommandos, Zutritt in alle Festungswerke bekam.

Es sind zwar über die Vorkommnisse jener Zeit mehrfach Aufzeichnungen veröffentlicht worden, zumeist aber in Zeitschriften, die zerstreut und vergessen sind, von denen mir wenigstens keine einzige zu Gebot steht; auch Professor Fickler hat 1853 ein Büchlein darüber herausgegeben, das aber meines Wissens über Raastatt hinaus nicht weit verbreitet wurde und jetzt vergriffen zu sein scheint. Dasselbe führt den Titel „In Raastatt 1849“ und ist verlegt bei Hanemann in Raastatt. Mir ist dasselbe erst vor Kurzem auf antiquarischem Wege zur Kenntniß gekommen. Was ich nicht selbst beobachtete oder auf anderem Wege erfuhr, werde ich nach Ficklers schätzbarer Schrift mittheilen, die übrigens mit Uebergabe der Festung abschließt. Die Kenner dieser Schrift werden leicht beurtheilen können, wie weit ich selbstständig gearbeitet habe, und meine Erinnerungen werden ihnen vielleicht eine willkommene Ergänzung sein.

Ich glaube, es sei gut, das seither herangewachsene Geschlecht mit den Vorkommnissen jener Zeit bekannt zu machen, und auch den Aelteren wird es nicht unlieb sein, wenn das selbst Erlebte im Gedächtnisse aufgefrischt wird. Ein Jahr wie 1849 darf nicht der Vergessenheit anheimfallen. Eine krampfhaftige Bewegung, wie die bei Geburtzwehen, hatte damals das deutsche Volk ergriffen. So wie bisher, das war die öffentliche Meinung, könne es nicht weiter gehen. In Frankfurt a. M. tagte das erste deutsche Parlament, in welchem endlose Reden über die Grundrechte gehalten und eine deutsche Reichsverfassung beschlossen wurden. Den „Entschiedenen“ ging das

alles zu langsam, sie sahen auch wohl ein, daß mit einer papierenen Reichsverfassung nicht gedient sei, und deshalb versuchten sie, die große Zeitfrage praktisch in Angriff zu nehmen, indem sie durch revolutionäre Bewegungen den Großherzog von Baden nöthigten, das Land zu verlassen. Baden, das als Angrenzer Frankreichs den übrigen deutschen Staaten immer um einige Pferdelängen „voraus“ war, wurde als Versuchstation ausgewählt; von hier aus sollte die Lawine über ganz Deutschland sich in Bewegung setzen. Aber der Grundstoß der Lawine wurde in Baden durch preussischen Pulverdampf zersezt und hat einen wüsten Niederschlag zurückgelassen. In Rastatt hat die große Freiheitsbewegung ihren tragischen Abschluß gefunden.

Vorläufer der Militärmeuterei.

Wenn Rastatt das Heerlager der damaligen Revolution, der Brennpunkt der Bewegung wurde, so waren daran meine Landsleute, die guten Rastatter, zum größten Theile unschuldig! Es gab und gibt heute noch kaum irgendwo eine zahmere, ruhigere und botmäßigeren Bürgerschaft, als in Rastatt. Die Fehler wurden damals in den oberen Regionen gemacht. An den Mauern Rastatts hätte die Revolution abprallen, Rastatt hätte ein Bollwerk der Ordnung, eine Zuflucht für die von der Revolution Bedrängten werden sollen, aber das Gegenteil ist eingetreten. Bei der Verblendung und Unfähigkeit der damaligen Behörden war es der Revolutionspartei ein Leichtes, die Bande der Disziplin zu lockern und selbst eine Militärmeuterei herbei zu führen. Wenn ich jetzt Klagen höre über die strenge militärische Disziplin, dann denke ich an das militärische Luderleben, das damals in Rastatt geführt wurde. Strenge Disziplin ist nothwendig, denn es gibt kaum etwas Greulicheres, als eine entfesselte Soldateska.

Strube hatte seinen 48er Putzsch in einer Kasematte der Festung Kastatt zu verbüßen. Da derselbe Vegetarianer war, also grundsätzlich keine Fleischspeisen genoß, wurde die zarteste Rücksicht auf seine vegetariarischen Liebhabereien genommen. Oft sah ich den eigens für ihn angestellten Diener im Winter noch Trauben und anderes feines Obst nach Strube's wohlengerichteter Kasematte tragen. Die badischen Schildwachen, an denen diese und andere Leckerbissen Tag für Tag vorbeigetragen wurden, knirschten vor Grimm über diese rücksichtsvolle Behandlung eines Revolutionärs, den sie hüten mußten und der den Tod mancher braven Soldaten veranlaßt hatte. Dazu kam noch, daß es Strube's Ehefrau (ich glaube eine geborene Blind), die eine dämonische Schönheit war, gestattet wurde, längere Zeit in Kastatt sich aufzuhalten. Bei dem Schirmmacher Komlosjy, dem wüthigsten der wenigen Kastatter Krakehler, hatte die Dame ihr Hauptquartier, wo bald Unteroffiziere der Garnison regelmäßig sich einfanden. Man redete sogar offen davon, daß der Gouverneur, dessen Schwachheit für das schöne Geschlecht stadtkundig war, der reizenden Frau von Strube sehr gewogen sei. Die Wühlarbeit der gewonnenen Unteroffiziere unter den unzufriedenen Soldaten zeigte bald ihre Folgen. Die Bierhäuser waren mit Soldaten überfüllt, es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie öfters Freibier erhielten. Ich habe mehr als einmal gesehen, daß, wenn die Soldaten zum Exercieren am Schloßplatze antreten sollten, zur festgesetzten Zeit mehr als die Hälfte der Mannschaften fehlte. Die guten

Offiziere gingen dann fort in die nächsten Kneipen und holten ihre Leute zusammen, wobei sie oft noch ausgelacht wurden. Daß ein solcher Zustand nicht lange andauern konnte, ist einleuchtend. Das Wirthshausleben war damals im Flor. Wir „Studenten“ hatten im Jahre 48 Wirthshausfreiheit errungen, und so hatten wir reichliche Gelegenheit, die Werkstätten der Politik und die treibenden Persönlichkeiten kennen zu lernen. Unter uns Studenten ging bald das Politisiren über das Studiren. Wir waren getheilt in Aristokraten und Republikaner. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß einmal vor Beginn des Unterrichts ein lieber Mitschüler von aristokratischer Herkunft und Gesinnung, der jetzt im höheren Staatsdienste ist, Thränen vergoß über die radikalen Aeußerungen einiger Kommilitonen.

Wie es damals um die militärische Zucht stand, zeigte sich beim sogenannten Oesterreicher Krawall. Es waren damals eine Kompagnie österreichischer Sapeure und Mineure und eine Abtheilung österreichischer Festungsartillerie in Nastatt. Diese waren meist reife schmucke Männer von ruhiger, anständiger Haltung und hatten bedeutend mehr Sold, als die badischen Truppen. Die Oesterreicher (von den Unsrigen „Kostbeutel“ und „Zwogel“ geschimpft) hatten beim „schönen“ Geschlecht den Vorzug, und so kam es auf einem Tanzboden zu Schlägereien, wobei die badischen Füsiliere das Feld räumen mußten und zudem noch „Halbbazenbuben“ geschimpft wurden, weil sie nur 2 Kreuzer tägliche Löhnung hatten. Nun fühlte sich die ganze badische Garnison, noch auf-

gehet durch die bürgerlichen Agitatoren, in ihrer Ehre gekränkt, und die Feindschaft brach offen aus. Wo unsere badischen Infanteristen, die einen großen Theil des Tages auf den Straßen herumlungerten, einen Oesterreicher sahen, fielen sie über ihn her. Ich sah einmal, wie ein ganzes Rudel badischer Infanteristen auf einen österreichischen Sapeur eindrang, der dann sich mit dem Rücken an ein Haus anlehnte und mit seinem langen breiten Säbel, der auf einer Seite als Säge hergerichtet war, die frechen Kerls sich vom Leibe hielt, bis Hilfe kam. Es kam so weit, daß kein Oesterreicher sich mehr allein auf der Straße zeigen konnte. Ich glaube, es war im Februar, als eines Abends österreichische Sapeure von der Arbeit heimkehrten. Als sie, etwa 40 Mann zu zwei und zwei hintereinander marschirend, zur Badener Brücke kamen, wurden sie von einer großen Menge badischer Infanteristen erwartet und beschimpft. Ruhig und ernst, aber die Hand am Seitengewehr, schritten sie durch die schimpfende Menge über die Brücke. Als sie aber dann von den uniformirten Buben mit Eisstücken bombardirt wurden, zogen sie auf Kommando ihres Führers ihre Sägen-Säbel und blieben stehen, worauf das Gefindel etwas zurückwich. Sie setzten ihren Marsch fort, die Angreifer, immer durch neue Ankömmlinge verstärkt, hinter ihnen her. Endlich sahen sich die Oesterreicher genöthigt, in das Gasthaus zum Drachen zu flüchten und dort sich zu verbarrikadiren. Die Meuterer machten Anstalt, das Haus zu stürmen, als aus einem Fenster einige Schüsse fielen, wie man sagte von

babischen Gendarmen, welche mit den Bedrängten sich dorthin zurückgezogen hatten. Die Lobenden stoben auseinander mit dem Rufe: Gewehre holen!

Es hat lange gedauert, bis der Gouverneur etwas von diesen skandalösen Vorgängen erfuhr; es dauerte wenigstens lange, bis Generalmarsch geschlagen wurde. Der Trommler wurde jedoch von den Soldaten mißhandelt, ihm die Schlägel aus der Hand gerissen. Endlich galoppirte eine Abtheilung Dragoner heran, breitete sich auf der breiten Straße aus und trieb, die langen Säbel nach unten schwingend, die Füsilier u. s. w. wie Hasen vor sich her. Ich hatte Mühe, in einen Haus-Eingang mich hinein zu drängen, um nicht überrannt zu werden. Die gehezten Füsilier zeigten nun ihren Muth im Schimpfen und Drohen. „Ihr Stinkstiefel“ (so nannten sie die Dragoner), „jetzt lassen wir den Strube raus!“ — Was war die Folge? Man hörte nicht, daß wegen dieser groben Exzesse ein einziger Mann bestraft wurde. Dagegen war nach einigen Tagen auf dem Schloßplatze große Parade, bei welcher Badener und Oesterreicher antraten, eine Anrede wurde gehalten, die ich nicht verstand, babische und österreichische Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten gaben einander die Bruderhand, und am Abend soll auf Kosten der Offiziere ein großes Versöhnungsbanket stattgefunden haben, wobei sie sich sogar gegenseitig abgeküßt haben sollen. Den Soldaten wurde so offenbar die Meinung beigebracht, daß Exzesse nicht gestraft werden, wenn man sie in Masse verübt.

In den Wirthschaften ging es sehr lebhaft zu; wer über die Fürsten schimpfen wollte, brauchte sich keinen Zwang anzuthun. „Aristokraten werden gebraten, Fürsten und Pfaffen werden gehängt“ — war damals ein beliebtes Lied, nebenbei ließ man die Reichsverfassung hochleben. Die Soldaten schimpften zwanglos über ihre Offiziere. Eine bedeutende Rolle unter den Soldaten spielte damals ein Gefreiter, Namens Haas, von dem später noch die Rede sein wird. Er war ein Murgthäler, hatte seine Jugend als Ladiendiener zugebracht und trat somit als Mann „von Bildung“ in die Armee. Als Beweis seiner Freisinnigkeit hatte er sich einen Vollbart wachsen lassen. Damals waren beim Militär nur Schnauz- und Backenbärte üblich, Vollbärte waren gar nicht geduldet worden. Haas leitete eine neue Aera ein, indem er sich einen Urwald auf seinem Mannes-Untliß wachsen ließ und darob nicht belästigt wurde. Wie oft habe ich mich gefreut, wenn ich diesen rauhen Krieger einerschreiten sah, ernst in seinen blonden Vollbart starrend! Der Mensch war glücklich, er schien zu fragen: bin ich nicht der schöne Fritz? Bin ich nicht der kluge Fritz? Seine ganze Stärke lag, wie bei Simson, im Haare; hätte man ihm den Bart abgehauen, er wäre ein Füsilier gewesen, wie die Uebrigen. Seine Neben hätten sicher nicht den Eindruck gemacht ohne diesen Manneschmuck. Ist es ja auch im bürgerlichen Leben nicht anders; Mancher hätte ohne den Bart ein recht einfältiges nichtsagendes Gesicht, der Haartwald schafft für ihn ein günstiges Vorurtheil und er darf sich

im Schwätzen schon ein Uebrigcs erlauben. Und Schwätzen konnte unser Haas, wie ein Hausfirer; er war ein Blechhämmerer erster Klasse, hat aber mit seinem konfusen Gebappel mehr ausgerichtet, als studirte Offiziere mit ihren wohldurchdachten Reden. Gesprochen habe ich diesen militärischen Volkstribun nie. Beim Beginn des Krieges spielte sich Haas zu Mannheim in Lieutenantsuniform als Stadt- und Garnisonskommandant auf. Seine Herrlichkeit war jedoch nur von kurzer Dauer, und er war dann so klug, zu verduften. Ich habe wenigstens nie erfahren, daß er vor ein Standgericht kam.

Sonst bin ich mit einigen militärischen Persönlichkeiten näher bekannt geworden, und zwar durch einen Lehrer, Namens Scholderer. Wer hätte damals gedacht, daß ich einmal nach Jahr kommen und dort fester ansässig würde, als der Lehrer Jugendfreund. Scholderer hatte einige Klassen des Gymnasiums besucht, die Handlung gelernt, und brachte es als konskribirter Artillerist bald zum Fourier. Der Umgang mit seinen Kameraden genügte ihm nicht, und so kam er regelmäßig zu uns „Studenten“ auf die Kneipe. Ab und zu brachte er einen Waffenbruder mit, den er dieser Ehre für würdig hielt, so u. A. auch den Artilleriewachtmeister Heilig, der bald eine für ihn so verhängnißvolle Rolle spielen sollte. Heilig, ein Pfullendorfer, hatte keine höhere Bildung, war aber ein recht anständiger, ruhiger, besonnener Mann. Er schimpfte nicht über seine Vorgesetzten, politisirte nicht, und während die Andern über die Reichsverfassung und die

deutsche Zukunft sich erhitzten, haben Heilig und ich oft still eine friedliche Partie „Domino“ mit einander gespielt. Heiligs Unglück war seine Leibeslänge und seine Gutmüthigkeit. Er war der längste Mann der badischen Armee, und wurde deßhalb häufig, wenn eine militärische Deputation ins Ausland mußte, als Dekoration mitgenommen. Seine Gutmüthigkeit machte ihn bei den Kameraden beliebt. Wir werden später hören, wie verhängnißvoll ihm das wurde.

Bei Raastatter Erinnerungen aus 1849 darf auch die Raastatter Bürgerwehr nicht vergessen werden. In einer Festung ist zwar die Bürgerwehr ein Unding (im 19. Jahrhundert wenigstens), aber sie war doch nicht das größte Unding jener „großen“ Zeit. Genug, in Raastatt war eine Bürgerwehr, wie überall. Aber sie war schön angezogen. Grüne Waffenröcke, preußische Spizhelme, die Offiziere hatten goldene Epauletten und Schleppsäbel, Musik, Trommler, Adjutanten, Nichts fehlte. Als Kommandanten hatten sie Anfangs den pensionirten Major Thome. O, es war ein erhebender Anblick, wenn die Bürgerwehr in Gala austrückte! Diese vaterlandsvertheidigenden Mienen, der ganze Ernst der Lage auf jedem Antlitz ausgeprägt, in jeder Mannesbrust eine Welt voll Gedanken! Für gewöhnlich, zum prosaischen Exerciziren traten die Mannen in ihrem bürgerlichen Habit an. Wir pietätslose Studentlein hatten unsere helle Freude, wenn wir einige unserer klassischen Professoren mit Zylinderhüten und Spizbäuchen, den Schießprügel auf der Schulter, zur Waffenübung austrücken sahen.

Und doch hat auch diese friedliche Bürgerwehr ihre Rolle gespielt — zur Verwirrung der Verhältnisse. So wurde kurz vor vollem Ausbruch der Militärmeuterei ein öffentliches Verbrüderungsfest zwischen Bürgerwehr und Militär gefeiert, wodurch unter letzterem die Bande der Disziplin noch mehr gelockert wurden, als sie es schon waren. Damit jedoch die Rastatter Bürgerwehr nicht ungerecht beurtheilt werde, theile ich folgendes Schreiben mit, welches die Karlsruher Bürgerwehr, die frömmste im Lande, an die Kameraden in Württemberg, Hessen und Baden erlassen, und welches die Rastatter Bürgerwehr Anfangs Mai erhalten hatte:

„Kameraden! Durchdrungen von dem einmüthigen Gefühl für das Vaterland und für die Anerkennung der Reichsverfassung, für die jetzt der gesunde Theil der Nation sich wie ein Mann erhebt, hat die Karlsruher Bürgerwehr beschlossen, ihre Regierung aufzufordern, die Vereidigung auf die Reichsverfassung in nächster Zeit gleich der auf die Landesverfassung vorzunehmen; sie hat sich bereit erklärt, die Reichsverfassung gegen jeden Angriff zu vertheidigen; sie hat insbesondere in Anbetracht der bedrohten Lage unseres Nachbarlandes Rheinbayern, das uns durch seine muthige Erhebung für die Reichsverfassung ein hervorragendes Beispiel deutscher Gesinnung gab, beschlossen, ihre Regierung zu schützenden Maßregeln für Rheinbayern aufzufordern, und durch dieselbe sich an die Centralgewalt zu wenden, damit die Centralgewalt keinerlei Durchmärsche von Truppen solcher Staaten, welche die

Reichsverfassung nicht anerkannt haben, nach Rheinbayern gestatte.

Kameraden! Wir theilen Euch diese Beschlüsse mit, damit Ihr seht, wie auch wir auf unserm Posten das Unsrige für die deutsche Sache thun; zugleich aber auch, damit sie Euch eine Veranlassung seien, für unser bedrohtes Nachbarland Rheinbayern ebenfalls Schritte zu thun.

An die Aufrechthaltung solcher Beschlüsse wird bei uns Militär und Bürgerwehr, die glücklicherweise in deutscher Gesinnung einig sind, vereint mitwirken, und es wird nur unserer Anregung bedürfen, um bei Euch dasselbe einzuleiten.

Kameraden! Ihr seid uns zum Theil schon vorangegangen mit feierlicher Anerkennung der Reichsverfassung; in Stuttgart wie in Darmstadt ist derselben gehuldigt worden, und Euch, Wehrmänner von Württemberg, war es vergönnt, in den Tagen der Gefahr dafür einzustehen.

Die große deutsche Sache, die uns Alle beseelt, ist noch nicht allenthalben in unserm Vaterlande durchgeführt; aber sie wird siegen durch das einmüthige Zusammenhalten deutscher Bürger.

Kameraden! So laßt uns denn Alle unter der schwarz-roth-goldnen Fahne gegen jeden bösen Feind einstehen! Laßt uns einstehen für die Aufrechthaltung der Reichsverfassung, für deutsche Einheit und Freiheit, und laßt uns insbesondere unsere Brüder in

Rheinbayern nicht vergessen, die unter demselben Panier kämpfen, wie wir.

Mit Gruß und Handschlag.

Die Bürgerwehr in Karlsruhe."

Die Beschlüsse aber lauteten also :

- 1) „Die Regierung auf das Dringendste zu ersuchen, daß sie sogleich nach dem Erscheinen der Reichsverfassung im Regierungsblatt die Vereidigung auf dieselbe gleich der auf die Landesverfassung vornehme.
- 2) Die Karlsruher Bürgerwehr ist bereit, die Reichsverfassung gegen jeden verfassungsverletzenden Angriff zu vertheidigen.
- 3) Die Karlsruher Bürgerwehr fordert sämtliche Bürgerwehren des Landes auf, sich in demselben Sinne zu erklären, und sich zum Einstehen für die Reichsverfassung bereit zu halten.
- 4) Die Karlsruher Bürgerwehr fordert insbesondere die badische Regierung auf, bei der Zentralgewalt schleunigst die nöthigen Schritte zu thun, namentlich wolle die Zentralgewalt keinerlei Durchmärsche von Truppen solcher Staaten, die die Reichsverfassung nicht anerkannt haben, nach Rheinbayern gestatten.
- 5) Die Karlsruher Bürgerwehr erläßt einen Aufruf an ihre Kameraden in Württemberg und Hessen, in derselben Weise das Ihrige zum Zwecke der Reichsverfassung und insbesondere zum Schutze Rheinbayerns einzuleiten.

6) Mit dem Vollzug dieser Beschlüsse ist der Gemeinderath und das Heerschaar-Kommando beauftragt.
Karlsruhe, den 7. Mai 1849.

Das Heerschaar-Kommando. Der Gemeinderath.
C. Gerber, Oberst. Malsch."

Daraus ist ersichtlich, welche Aufregung sich damals der Gemüther bemächtigt hatte. Wenn die Karlsruher Hoflieferanten, Schneider und Handschuhmacher auf dem Sprunge waren, die Reichsverfassung gegen jeden „bösen Feind“ zu vertheidigen und der aufständischen republikanisirenden Rheinpfalz beizuspringen, wird man die Rastatter Bürgerwehr nicht streng beurtheilen dürfen. Die Karlsruher Bürgerwehr durfte nach Niederwerfung des Aufstands in Waffen bleiben, während alle übrigen Bürgerwehren des Landes (ich glaube mit alleiniger Ausnahme der von der Reichenau) entwaffnet wurden. Und doch, wenn die Karlsruher Herren nach drei Monaten so geschrieben hätten, wie oben, hätten sie in den Rastatter Kasematten und durch Schellewerken Unterricht und Uebung in preussischer Gottesfurcht und frommer Sitte erhalten. —

Später gab sich die Rastatter Bürgerwehr dazu her, als Exekution gegen benachbarte friedliche Landgemeinden zu dienen und fahnenflüchtige Soldaten und Freischärler abzufangen.

Als die Fluthen der Bewegung höher gingen, wurde das Kommando der Bürgerwehr einem gewissen Frei übertragen, einem früheren Feldwebel, der damals Blumenwirth war. Er war eine lange klapperdürre Figur,

deren kleines nichtsjagendes Gesicht mit einem mächtigen Schnauzer behaftet war. Er fand sich bald in die neue Rolle, und lernte in seinen alten Tagen sogar noch das Reiten „uf en Art“. Wenn er auf seinem Kößlein über die Straße klapperte, war er das leibhaftige Konterfei des sinnreichen Junkers Don Quirote von der Mancha. Auch als Major mit goldigen Epauletten blieb er seinem Billinger Dialekte treu, und mehr als ein „Bigott, ihr Sakermenter“ fuhr unter seinem Schnauzbarte heraus. Es wächst der Mensch mit seinen hohen Zielen; Frei wurde mehr und mehr von dem Hochgeföhle seiner Aufgabe erfüllt, und als er nach Schluß der Festung gar zum Platzkommandanten ernannt wurde, gehörte er zu den Unversöhnlichen. Nachdem die Festung von den Preußen eingeschlossen war, wurden die Soldaten, die von Uebergabe redeten, damit vertröstet, daß „General“ Sigel die Festung befreien werde; wenn dieser nach acht Tagen nicht da sei, dann werde die Festung übergeben. In jener kritischen Zeit galoppierte an einem schönen Nachmittag unser Major Frei durch die Straßen und schrie aus Leibeskräften: „Viktoria, Viktoria, der Sigel isch do!“ Es stellte sich bald heraus, daß der ersehnte Sigel nicht „do“ war. Frei's Hauptverdienst bestand wohl darin, daß er als komische Figur in jener trübseligen Zeit Stoff zur Erheiterung bot. Er kam auch bei der Abrechnung gnädig davon und starb als Schenkwirth in Billingen.

Die Militärmenterei.

Die Disziplin unter dem Militär wurde immer locherer und es wurde endlich Anfangs Mai ein Soldat Namens Stark, der eine aufrührerische Rede gehalten hatte, in Arrest gesteckt. Da versammelte sich ein brüllender Haufe von Kanonieren, Infanteristen, Festungs- Arbeitern u. s. w. vor der Leopoldskaserne und verlangte gebieterisch Stark's Freilassung. Die Kasernenwacht, welche die Menge wegtreiben sollte, that ihre Schuldigkeit nicht, und so wurde Stark von seinem Major auf freien Fuß gesetzt. Wer aber diese Freilassung zurückwies, war Stark. Er dankte seinen Kameraden für die bewiesene Freundschaft, bemerkte jedoch, daß er auf diesem Wege seinen Arrest nicht verlassen wolle. Das sei nicht der „gesetzliche Weg“, den man doch einhalten müsse. Sein Hauptmann habe ihn in Arrest gesteckt, und der müsse ihn auch wieder frei lassen. (Wenn ich mich recht erinnere, war Stark Lehrer gewesen.) Der Hauptmann ließ ihn dann frei, worauf die Tumultuanten sich allmählig entfernten. Nachmittags ging jedoch der Teufel wieder los, weil das Gerücht ging, Stark

sei wieder verhaftet worden. Als dieses Gerücht sich als falsch erwies, wurde von den geheimen Rädelshführern die Nachricht von anderen Verhaftungen unter die Massen geschleudert, die ebenso falsch war, aber doch den gewünschten Erfolg hatte, die Soldaten in steter Aufregung zu erhalten und zu Gewaltthätigkeiten zu verleiten. In der Wilhelmskaserne trieb Oberst v. Pierron nebst einigen anderen Offizieren die Meuterer mit blanken Säbeln von dannen. Als diese später vor Pierrons Wohnung sich zusammenrotteten, um Rache zu nehmen, ließen sie sich durch eine Rede des Gefreiten Haas beschwichtigen.

Nun ging es aber nochmals zur Leopoldskaserne. Der verhaftete Korporal Kehlhofer sollte befreit werden. Derselbe war ohne Urlaub über 8 Tage aus der Garnison entfernt gewesen und deshalb heute nach seiner Rückkehr in Arrest gesteckt worden. „Kehlhofer heraus!“ brüllte die Menge. Der Wachkommandant, Hauptmann von Degenfeld, hatte sich mit der verstärkten Wachmannschaft vor dem Kasernenthor aufgestellt. Als seine Aufforderung zum Auseinandergehen nicht beachtet wurde, als sogar die Tumultuanten der Wache sich näherten und aus dem Hintergrunde Steine auf dieselbe geworfen wurden, gab er Befehl, das Gewehr zu fällen und die Angreifer zurückzutreiben. Nur wenige Soldaten und ein Unteroffizier Namens Rinkleff leisteten Folge.

„Kanonen holen!“ brüllten die wüthigen Kanoniere und rannten davon. Die anderen Haufen versprachen, sich zu entfernen, wenn die Wache in das Innere der

Kaserne zurückgezogen würde. Im Augenblick, als dieses geschah, fielen Steinwürfe gegen die Offiziere, wodurch Oberst Hofmann schwer verletzt wurde. Als in diesem kritischen Augenblicke Oberst von Pierron mit einem Adjutanten vorbeiritt, wandte sich die Menge plötzlich gegen ihn; Schimpfworte, Steine und Fäshinmesser wurden nach ihm geschleudert. Ein Dragoner führte einen Hieb mit dem Säbel nach ihm, hieb aber bloß den Zügel des Pferdes ab. Der Adjutant faßte schnell entschlossen das Pferd beim andern Zügel und sprengte mit dem Oberst durch die brüllende Menge, die sich nun, es war mittlerweile dunkel geworden, wieder in die Stadt wälzte.

Hier wurde die Lüge unter sie geworfen, Hauptmann Degenfeld habe einen Mann erstochen. Man stürzt nach seiner Wohnung, findet ihn aber glücklicherweise nicht. Auch auf andere Offiziere wurde Jagd gemacht, aber vergebens. Nun stürzte das Gesindel in die Wohnung des Obersten Pierron, der glücklich in Eile von seinem Hausherrn geborgen wurde. Dagegen wurden in Gegenwart der Gattin und kranken Tochter die Möbel zertrümmert, und dann die alte Regimentsfahne, welche, von Kugeln zerfetzt, Zeugniß gab von der Treue und Tapferkeit der badischen Truppen früherer Zeit, mitgenommen, und auf der Straße deren Krone zertrümmert. Einige ältere Soldaten wurden darüber doch erbittert, entrißen die Fahne dieser Schmach und brachten sie auf's Rathhaus. Der Gouverneur, General von Glosmann, war mit einer Abtheilung Dragoner erschienen, um den

Platz zu säubern ; die Dragoner waren aber nicht mehr zuverlässig, der General wurde durch Steinwürfe nicht unerheblich verletzt und wurde von Offizieren in seine Wohnung im Schloß verbracht.

Der Dragoner-Lieutenant Gramm erregte damals und bei andern ähnlichen Gelegenheiten durch seinen Muth die Bewunderung aller Gutgesinnten. Er stürzte sich mit seinem Pferde, mit dem er verwachsen schien, den Säbel schwingend, in die dichtesten Menschenknäuel hinein, brach sich Bahn und galoppirte, wie der Ritter mit dem flammenden Schwerte, durch die Straßen, daß die Funken davonflogen. Ein prächtiges ritterliches Bild ! — Die Wuth war noch nicht erschöpft. Des andern Morgens früh sah ich (ich wohnte im sog. Dörfel) einen gemischten Haufen nach der nahen Leopoldskaserne sich begeben. Ich ging nach. Bald schleppten sie einen baarhäuptionen Unteroffizier aus der Kaserne heraus, den sie mit Püffen und Stößen mißhandelten ; es war Kinkleff, der gestern seinem Hauptmann von Degensfeld treu zur Seite gestanden. Er sollte gestern einen Kanonier verwundet haben, der nun dem Tode nahe sei. Das Jammerbild dieses Mannes, dem sie bald die meisten Haare ausgerißen hatten, werde ich nie vergessen. Einige hundert Schritte von der Kaserne begegnete Hauptmann von Böcklin, der zum Dienst in die Kaserne sich begeben wollte, dem wüthenden Haufen. Er war sonst wegen seiner Rechtlichkeit und seines humanen Benehmens bei den Soldaten beliebt. Als er sich aber hier des unglücklichen Unteroffiziers annehmen wollte, fiel ein

Theil der Wüthenden über ihn her. Mit Fäschinmessern hieben sie nach ihm, Andere warfen auf ihn, der große stattliche Mann wäre nicht mehr im Stande gewesen, seinen Degen zu ziehen, so war er umknäuel; er zog nur den Paletot, den er umgehängt hatte, über den Kopf, und mußte Alles über sich ergehen lassen. Ich weiß nicht mehr, wie er frei wurde, da ich es doch für gerathen fand, nicht länger stehen zu bleiben, und so folgte ich der Bande, welche den Rinkleff der Stadt zu schleppte. (So viel ich weiß, lebt Herr von Böcklin noch als pensionirter Oberst.)

Beim „Husarenstall“, wo die Artilleristen ihre Pferde hatten, war Rinkleff bereits blutig geschlagen, von seinem Uniformsfrack hing ihm kaum noch das leinene Futter am Leibe. Seine Quäler schoben ihn in den Stall mit den Worten: „Da habt ihr den Brudermörder“. Er versichert aufs Neue seine Unschuld und fragt, wie denn der Kanonier heiße, den er verwundet oder getödtet haben solle. Als ein Name genannt wurde, sagte Einer von der Stallwache, der liege ja dahinten im Stall und schlafe seinen Kausch aus. Mehrere eilen hinein, um sich zu überzeugen, und diesen Augenblick benützte Rinkleff zur Flucht. Von der Verzweiflung getrieben, rennt er in mächtigen Sätzen zur nahen Schloßwache, wo er sich geborgen glaubt. Der Arme sollte bitter enttäuscht werden.

Wachkommandant war der „neugebackene“ Lieutenant Wacker, der im Jahre 1848 vom Fourier zum Offizier befördert worden war, ein hiebereß, gutmüthiges Männ-

lein, daß eine Bierde jeder Schreibstube gewesen wäre, nie aber zum rauhen Waffenhandwerk taugte. Ich glaube, daß man die Angst, die Wacker in jenem Momente austund, sich gar nicht vorstellen kann. Dieses zitternde Männlein mit den unzuverlässigen Soldaten der Wache konnte es nicht verhindern, daß Rinkleff von den Tumultuanten wieder aus dem Wachlokale herausgeholt wurde. Freilich, wie die Sache einmal stand, hätten höchst wahrscheinlich Andere das auch nicht verhindert. Ich hatte die Schinderei übersatt und brachte es nicht mehr über mich, der kannibalischen Horde weiter zu folgen. Ich erfuhr, daß Rinkleff durch verschiedene andere Straßen in die Leopoldskaserne zurückgeschleppt und dann im Drange der weiteren Ereignisse vergessen wurde. Später sah ich ihn, ein Bild des Elendes, ich glaube, er wurde als Bureaudiener des Standgerichts verwendet. — In jene Zeit, das Datum weiß ich nicht mehr, fällt ein Vorkommniß, das noch lebhaft vor meiner Seele steht. Als die zuchtlosen Soldaten tumultuirend durch die Straßen zogen, erschien der Gouverneur, General von Glosmann, zu Fuß mit seinem Adjutanten Stölzel und einem Trommler. Als dieser seinen Wirbel beendet hatte, hielt der greise General eine Ansprache an die Soldaten, in welcher er sie aufforderte, zum Gehorsam und zur Ordnung zurückzukehren, ansonst er das Standrecht verkünden müsse. „Was, brüllte ein besoffener Füsilier, Du willst Standrecht über uns erklären, Du H..... — wir erklären das Standrecht über Dich!“ Ich dachte mir, der General werde nun seinen

Säbel ziehen und dem frechen Kerl den Kopf spalten. Er that aber so etwas nicht, sondern kehrte betrübt mit seiner Begleitung zurück. Freilich wäre er, wenn er das gethan hätte, was ich als erregter unerfahrener Studiosus damals erwartet hatte, von der bestialischen Horde massakrirt worden.

Einige Jahre später, im Jahre 1854—55, war ich Vikar in Achern und kam hie und da in die Heil- und Pflegeanstalt Mlenau. Da sah ich einmal eine Mannsperson zusammengesauert, stumpfsinnig vor sich hinstierend, auf einer Gangtreppe sitzen. Mein Begleiter sagte mir, das sei der General von Glosmann. Da fiel mir jene aufregende Szene am Eck der Post- und Herrenstraße in Rastatt ein; ich dachte mir: welch glorioses Ende hätte dieser alte General genommen, wenn er damals von den Meuterern ermordet worden wäre! Wer weiß, ob ein solches Opfer nicht gute Früchte getragen hätte? Er hatte damals offenbar Angst um sein Leben — nun vegetirte er längere Zeit in der Pflegeanstalt, bis endlich das matte Lebenslicht erloschen war. Wahrlich ein tragisches Ende. —

Die Kunde von der Rastatter Schreckensherrschaft war doch endlich nach Karlsruhe gedrungen. Kriegsminister Hofmann, der als liberal galt, kam mit den Hinkelbey'schen Dragonern und einiger reitenden Artillerie nach Rastatt. Hinkelbey war als Hauptreaktionär verschrieen, weil 1848 seine Dragoner tüchtig auf die Freischärler eingehauen hatten. („Und der tapfere Hinkelbey war zu Pferde auch dabei“, sagte Nadler im „Stru-

welputsch“.) Der Kriegsminister begab sich zu den verschiedenen Truppentheilen und fragte nach ihren Beschwerden. Unterwegs wurde nach ihm geworfen und Todesdrohungen wurden gegen ihn ausgestoßen. Im Fort Leopold wurde er von einem schreienden Haufen umringt, worauf sich der Gefreite Haas wieder beschwichtigend ins Mittel legte, vor „Ungesetzlichkeiten“ warnte, worauf es ruhig wurde. Haas bat dann um die Erlaubniß, die Offenburger Versammlung besuchen zu dürfen (wegen der Reichsverfassung), was ihm auch gestattet wurde. Die Ruhe dauerte jedoch nicht lange. Nachmittags wurde Razzia nach verschiedenen Offizieren gemacht, auch in die Wohnung des Generals Gloßmann stürzte eine Bande, um ihn zu ermorden. Er konnte mit den Seinigen sich noch zeitig auf dem Speicher verstecken. Der Kriegsminister begab sich gegen Abend in den Schloßgarten, wo die Hinkeldey'schen Dragoner und die reitende Artillerie aufgestellt waren. Hier sah es schon nicht mehr geheuer aus. Die Meuterer hatten sich zu den Dragonern herangebrängt, ihnen die Hände geschüttelt und sie aufgefordert, kein „Bruderblut“ zu vergießen. Im Schloßhofe standen gegen die Stadt gerichtete Kanonen, diese wurden plötzlich von Festungsartilleristen herumgedreht und gegen die Dragoner gerichtet.

Artilleriehauptmann Zeroni, der hier Ordnung schaffen wollte, kam arg ins Gedränge. Mit einem Nichtbaume erhielt er einen wuchtigen Streich auf den Kopf, daß das Blut unter dem Helme hervorquoll. Sein Pferd erhielt Stichwunden. Der tapfere Offizier hieb

sich durch. Es war ein grausig schöner Anblick, als dieser Mann mit blutüberonnenem Gesichte, den blanken Säbel in der Faust, zum Kriegsminister, in dessen Nähe ich stand, heransprengte und Meldung machte. Später sah ich oft einen Kanonier, dem ein Frackflügel abgehauen war; man sagte mir, Zeroni habe das gethan, dessen Säbel auf der Hosenschnalle des Kanoniers abprallte, aber doch ein Frackflügel wegrasirte. —

Plötzlich ertönte der Ruf: „die Preußen kommen!“ der dem Fasse vollends den Boden einschlug.

Die Dragoner weigerten sich größtentheils, die Säbel zu ziehen, die Meuterer fraternisirten mit ihnen. Die Dragoner wurden größtentheils mit in die Stadt genommen, die Infanteristen rannten ihren Kasernen zu mit dem Rufe: „Gewehre holen!“ So bekamen die Offiziere und die wenigen treu gebliebenen Soldaten Luft. Der Kriegsminister zog sich mit vielen Offizieren und einigen Feldgeschützen aus der Festung zurück durch ein Ausfallthor, das zu diesem Zwecke schon geöffnet worden war. Durch die gewöhnlichen Thore wäre der Rückzug schon nicht mehr möglich gewesen.

Ich hielt es für angemessen, mich nach Hause zu begeben. In der Nähe der Kirche begegnete mir ein Trupp Infanteristen, die, im Springen die Gewehre labend, die Poststraße hinaufstürmten. „Wohin ihr Soldaten?“ rief ich; „gegen die Preußen!“ war die Antwort. Als ich ihnen nun begreiflich zu machen suchte, daß weit und breit kein Preuße sein könne, wurde ich plötzlich von hinten am Kragen gepackt. Ein Rasirer

Namens Keller, ein ich glaube aus Hessen eingewanderter Kastatter Bürger, verwies mir ganz wüthend, daß ich die Soldaten irre machen wolle; die Preußen seien ja schon drunten im Niederwalde. Die Soldaten rannten weiter, Keller ließ mich los, ging seine Wege, um andere Mannschaften anzufeuern; ich drückte mich nun, überall mit Gewehren bewaffneten springenden Soldaten begegnend, in kürzester Linie nach Hause. Es war ein wildes buntes Bild. Kein einziger Soldat war vollständig ausgerüstet. Der eine erschien in Frack und Feldmütze, der andere mit Wams und Tschako, ein anderer mit Mantel und einem Helm, ein fürchterliches Durcheinander. In meiner Wohnung, an welcher der Weg zur Leopolds-Kaserne vorbeiführte, hatte ich Gelegenheit, dieses Treiben noch einige Zeit zu beobachten. Es wälzte sich gerade ein buntgewürfelter Haufe der Stadt zu, als Hauptmann Ruppert, der in voller Ausrüstung in die Kaserne wollte, demselben begegnete. „Soldaten, wohin wollt ihr?“ rief er. „Gegen die Preußen!“ war die Antwort. Da sei er auch dabei, sagte Ruppert, der jedenfalls wußte, daß keine Preußen da waren, und suchte den Soldaten begreiflich zu machen, daß sie so nichts gegen die Preußen ausrichten könnten. Sie sollen antreten, wie es sich gehöre, dann wolle er sie führen. Dem sonst auch beliebten Offiziere wurde ein donnerndes Hoch gebracht. Er hielt noch einige Zeit und sammelte Alle, die noch des Weges kamen. Er führte dann die bunte Truppe, viel zahlreicher als eine Kompagnie, „gegen die Preußen“. Natürlich wurde

nirgends ein Preuße entdeckt, aber Ruppert hielt seine Mannschaft beisammen, ließ sie die Nacht über auf dem Marktplatze bivouakiren, weil ja die Preußen immer noch kommen könnten. Dadurch bewahrte er diese Soldaten vor Erzfessen, die in jener Nacht von zügellosen Banden in reichem Maße und größter Weise verübt wurden. Sein kluges muthiges Auftreten sollte ihm aber verhängnißvoll werden. Er war jetzt der Gefangene seiner Soldaten, konnte nicht mehr zur Festung hinaus und wurde nach einigen Tagen von ihnen zum Major gewählt, als welcher er sie später wirklich gegen die Preußen führte, und bei der ersten Gelegenheit im Unterlande zu den Preußen überging. Er wurde Gefangener und nach Niederwerfung des Aufstandes vor das Mannheimer Standgericht gestellt, wo er sich selbst in glänzender Weise erfolgreich vertheidigte. Er beschrieb seinen preußischen Militär-Leben das militärische Luderleben, das lange in Raftatt geherrscht und faßte seine endliche Zwangslage in die Worte zusammen: „ich war verrathen von unten und verlassen von oben!“ Er wurde freigesprochen. Später fabrizirte er in Offenburg komprimirte Gemüse, um sein Leben zu fristen. — So wie er wurden viele brave Männer von der Bewegung mit fortgerissen und manche vom Strome verschlungen, da es nicht Jedem gelang, das bergende Ufer zu erreichen. Die meisten Offiziere und Unteroffiziere, die in jener Nacht nicht aus der Festung entkamen, mußten eben wohl oder übel mitmachen, wenn sie ihr Leben retten wollten.

Auf diese tollen Orgien folgte am nächsten Tage (einem Sonntage) ein Katzenjammer. Die Hauptkrafteher reisten zur Volksversammlung nach Offenburg. Die Soldaten waren über die Flucht der meisten Offiziere verblüfft, sei es, weil sie dieselben nun nicht mehr malträtiren konnten, oder auch, weil sie wohl einsahen, daß sie deren Führung bedurften. Die Festungs-Artilleristen, deren Offiziere sämmtlich mit dem Kriegsminister nach Karlsruhe abgezogen waren, schickten eine Deputation an dieselben mit der Bitte, sie möchten zurückkehren und ließen ihnen Gehorsam versprechen. Der Kriegs-Minister, der Kastatt für verloren hielt, erlaubte die Rückkehr nicht. In Kastatt wurde ein Vertheidigungs-Ausschuß gebildet. Hauptmann Greiner war schon vom Kriegsminister an Stelle des kranken Generals von Glosmann zum Gouverneur ernannt worden. (Derselbe war später Posthalter in Baden.) Abends wurden von den von Offenburg Zurückgekehrten die Beschlüsse der Offenburger Versammlung vom Rathhause herab verkündigt, was jedoch ziemlich kühl aufgenommen wurde. Die Heizer suchten nachher die Truppen wieder in Aufregung zu bringen, indem sie verbreiteten, es seien verkleidete Offiziere als Spione angekommen, worauf nochmals Jagd auf versteckte Offiziere gemacht wurde. Hauptmann Heusch, der ein schönes Haus in Kastatt besaß, wurde verhaftet, weil ihm angedichtet wurde, er habe bereits die Minen mit Pulver gefüllt, um die Festung in die Luft zu sprengen.

Die provisorische Regierung und der Krieg.

Am folgenden Morgen wurde wieder einmal Generalmarsch geschlagen; Brentano, Gögg und andere Mitglieder des Landesausschusses waren von Karlsruhe gekommen und ließen Bürgertwehr und Truppen vor dem Rathhause versammeln. Brentano, mit einer schwarz-roth-gelben Schärpe geschmückt, verkündigte vom Balkon des Rathhauses herab, der Großherzog habe das Land verlassen, der Landesausschuß bilde nun eine provisorische Regierung, die Truppen und die Bürgertwehr hätten dieser und der Reichsverfassung den Eid zu leisten. Auf dem Balkone zeigten sich noch verschiedene fremde und bekannte Persönlichkeiten. Von den Reden, die noch verübt wurden, sind mir nur noch zwei in lebhafter Erinnerung. Der Gefreite Haas mit dem schönen Vollbarte hielt eine Ansprache an seine Kameraden, die in eine Predigt ausartete. Man werfe ihnen, den Führern, vor, sie wollten die Religion vernichten, das sei aber nicht wahr, und zum Beweise dessen sprach er mit großer Salbung von der Mutter Gottes. Diese Heuchelrede gehörte jedenfalls zum Programm, denn die Balkongesellschaft ließ

ihn ruhig ausreden. Anders ging es seinem Nachfolger, dem Kronenwirth Adam, der schon lange als komische Figur der Freiheitsbewegung bekannt war. Sein Wirthshauschild war schwarz-roth-golden angestrichen, sein Schimmelein, auf dem er oft durch die Straßen trappelte, hatte reichsfarbiges Geschirr, er selbst trug leinene Turnerkleider mit schwarz-roth-goldenem Besatz, und eine rothe Halsbinde. Heute glaubte er am Ziele seiner Wünsche angelangt zu sein; in gehobener Stimmung trat er an die Brüstung und hub mit verklärtem Antlitz also an: „Bürger, Brüder! der Tag der Freiheit ist angebrochen, die Knechtschaft hat ein Ende.“ Er schaute seitwärts und erblickte dort den Medizinalrath Harsch, der an einem Fenster seiner Wohnung stand, was ihn zu folgendem Ausbruch begeisterte: „glaubt denn der Physikus da drüben, daß man jetzt noch seinen Kamilleblümeles-Thee saufen müsse?“ Jetzt war Heu genug unten, und deshalb zogen einige kräftige Arme den heftig Widerstrebenden in den Rathhausaal hinein. Kronenwirth Adam, der einen Sparren hatte, mußte später seine Dummheiten in den Rasenmatten büßen, wo er, wie er sich ausdrückte, „geschlossene Gesellschaft“ hatte. (Derselbe hatte einmal im Wochenblatte angezeigt: „am Pfingstmontag ist bei mir Tanzmusik und Schlägerei“).

Die hohen Herren kamen bald herab und nahmen den Eid ab. Die Oesterreicher weigerten sich, zu schwören, weil ihr Staat die Reichsverfassung nicht anerkannt hatte, und man ließ sie unbehelligt. Nach

einigen Tagen verließen sie Rastatt und zogen durch's Württemberg'sche an den Bodensee, nach Bregenz. — Nun begann die Wahl der Offiziere. Die Bürgerwehr wählte zu ihrem Kommodianten den schon gezeichneten Frei. Die Soldaten wählten einige ihrer zurückgebliebenen Offiziere, andere fielen durch. Ich sah einen mir wohl bekannten badischen Lieutenant, der Thränen vergoß, weil er nicht gewählt wurde. Nach einigen Jahren sah ich ihn als berittenen Grenzkontroleur, was er wohl seinem angesehenen Vater zu danken hatte. Die Festungsartillerie wählte zu ihrem Major den langen Wachtmeister Heilig, der auch sonst beliebt war. Mein Freund Scholderer, der mit dem Kriegsminister die Festung verlassen hatte, aber dann mit einigen Kameraden wieder hereingeschickt worden war, wurde Lieutenant. Diese beiden Genannten waren über ihre Erwählung nicht absonderlich erfreut, und zögerten auch ziemlich lange, die Uniform ihres neuen Grades zu tragen, bis sie dazu gezwungen wurden. Sobald Heilig aber die Majorströckeln auf seinen schmalen Schultern hatte und regelmäßig den Major Gehalt mit Feldzulage bezog, wurde er ein anderer Mensch. Wir werden später noch auf ihn zu sprechen kommen. — Am 25. Mai wurden die Rittmeister v. Glaubitz, v. Freyhof, Lieutenant Wirth und einige andere Dragoner-Offiziere als Gefangene nach Rastatt verbracht, weil sie gegen Befehl der provisorischen Regierung ihr Regiment nach Karlsruhe statt nach Rastatt geführt hatten. Sie wurden zu Fuß durch die Stadt nach einer Festungsbastion ge-

führt. Ein fanatisirter Haufe hatte sie bald umzingelt, bereit, sie zu massakriren. Scholderer rettete durch seinen Einfluß ihr Leben, und wie sich später zeigen wird, dadurch auch sein Leben.

Bei dem zunehmenden Blutdurste der Besatzung waren diese Offiziere auch in den Kasematten nicht sicher. Nach einigen Tagen kam Brentano, um sie abzuholen. In einem Omnibus wurden sie über Mittagszeit, da die Soldaten bei Tisch waren, an den Bahnhof geführt, wo ich zufällig gerade anwesend war. Diese geheime Entführung war aber doch bald in den Kasernen bekannt geworden, ein mit Gewehren bewaffneter Haufen Soldaten kam an den Bahnhof gerannt, und kam zu der beabsichtigten Blutthat nur deshalb zu spät, weil der Zugführer Angesichts der drohenden Gefahr den Zug eine Minute vor der Zeit abdampfen ließ. Man sagte den Wüthen den, die Offiziere würden in Karlsruhe abgeurtheilt werden, dieselben wurden jedoch dort alsbald in Freiheit gesetzt. — Auch nach Baden machten einmal einige hundert Soldaten einen Ausflug, um Offiziere zu fangen, die sich dorthin zurückgezogen hatten. Die Verwilderung hatte den höchsten Grad erreicht. Kam es doch wiederholt vor, daß die Angehörigen der vergeblich gesuchten Offiziere mißhandelt wurden. — Am Bahnhofe war beständig eine Wache mit Bürgerwehr, um das Abreisen von Aristokraten und die Wegführung von Geldern zu verhindern. Dieser „Sicherheitsdienst“ wurde hauptsächlich von dem wüthigen Schirmmacher Komlossy geleitet, der in seinen Wasser-

stiefeln und mit seiner Feuerwehr-Blechhaube immer in Bewegung war. Er wäre sicher noch der Häuptling einer Kopfabschneiderbande geworden, wenn es nach seinem Wunsche gegangen wäre. — Die Großh. Zivilbeamten wurden abgesetzt, an ihre Stelle traten der Bewegung freundlich gesinnte Rechtspraktikanten. Der höchste Beamte war der Zivilkommissär, als welcher zuerst Bürgermeister Sallinger fungirte, nach ihm „Bürger“ Grether. Der Zivilkommissär verlangte, daß die Lyzeisten zur Vertheidigung der Festung sich vorbereiteten und deshalb in der Bedienung der Festungsgeschütze sich einüben ließen. Ich wurde als Schüler der obersten Klasse von meinen Mitschülern beauftragt, dem Lyzeums-Direktor Scharpf hierüber Vortrag zu halten; als ich ihm mitgetheilt hatte, daß wir bei der Festungsartillerie eintreten wollten, schlug er mir so heftig auf die Schulter, daß ich fast umgefallen wäre, und rief aus: „So ist's recht, daran erkenn' ich meine deutschen Jünglinge! Wenn ich meinen krummen Fuß nicht hätt', würd' ich selbst mitmachen!“ —

Der große gewichtige Mann hatte vor einigen Jahren Abends beim Nachhausegehen auf dem spitzen Straßenspflaster den Fuß übertreten. Die böse Welt nannte nachher seinen Lieblingswein im Löwen den „Fußbrecher“. Daß er dem Bacchus stark opferte, konnte kein Geheimniß sein. Im Frühjahr 1849 kugelte er einmal Abends über den Murgdamm hinab. Ein Sextaner, der jetzt im Kreise Offenburg Dekonom ist, bemerkte den Unfall, eilte dem gefallenem Direktor zu

Hilfe und brachte ihn nicht ohne Mühe nach Hause. Am folgenden Tage ließ der Direktor diesen barmherzigen Samaritan kommen und hielt ihm eine bewegte Rede über die Schwachheit des Fleisches. So gehe es, wenn man nicht auf sich Acht gebe, er solle sich ein Exempel daran nehmen. Einige Wochen später war ich mit einigen Studiengenossen bei einem Mitschüler, der aus Unvorsichtigkeit mit einer Vogelflinte sich in den Unterleib geschossen hatte; er war der Sohn eines Beamten Wolf in Emmendingen. Wir hatten den mit dem Tode ringenden Jüngling tief erschüttert verlassen, als sich uns auf der Straße ein anderes Bild darbot. Ein Herr schleppte unsern total betrunkenen taumelnden Direktor durch die Straße, und hatte alle Mühe, ihn an den Gasthäusern vorbei zu bugsilren, in welchen er nochmal Einkehr halten wollte. Der Führer hatte es geschickt zu Stande gebracht, dem Löwen auszuweichen, war aber damit an das Kreuz auf der andern Seite gerathen, wo gerade die anmuthige Schwester der Wirthin am offenen Fenster saß. Unser „Nobel“ — das war sein Spitzname — wollte hier noch eine heftige Galanterie verüben, worüber er sammt seinem Führer fast zu Boden gestürzt wäre. Für uns, die wir als wahre Cham-Söhne unserem „Vater“ bisher gefolgt waren, war jetzt Heu genug unten; wir schämten uns und zogen uns zurück. Als ich am andern Morgen die Pforte des Lyzeums betrat, sagte mir der Pedell, der mich erwartet hatte, ich solle gleich zum Herrn Hofrath kommen, — der Direktor war nämlich Hofrath. Ich

ging zuerst in's Klassenzimmer und theilte das den Komilitonen mit. „Aha, hieß es da, er hat uns sicher gestern Abend gesehen, und wird jetzt wieder abbitten wollen.“ In höchster Spannung begab ich mich in die in einem Seitenflügel befindliche Wohnung des Direktors. Auf wiederholtes Anklopfen vernahm ich endlich ein geisterhaftes „Herein“. Bei dem Anblicke, der sich mir bot, mußte ich alle Kraft zusammen nehmen, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen. Unser Nobel lag noch im Bette und war mit einer roth geblümelten weißen Schlafjacke seiner vor einigen Jahren verstorbenen kolossalen Ehefrau angethan. Nach einer feierlichen Pause hub er also an: „Ich bin ganz weg, ich kann heute keinen Unterricht geben, deshalb hab' ich Sie kommen lassen. Nein, dieses entsetzliche Unglück! Sie können das gar nicht verstehen, da muß man Vater sein. Ich bin Vater. Dieser arme Wolf, in der Blüthe der Jahre gestorben, und auf diese Weise — entsetzlich! Denken Sie sich in die Lage seines Vaters! Ich bin ganz weg, ich kann nichts thun. Sorgen Sie deshalb, daß der arme Mensch ein schönes Begräbniß erhält. Er ist am Freitag gestorben, also wird er morgen — Sonntag — beerdigt werden. Wenn die Anstalt öffentlich auftritt, da muß Alles aufgeboten werden. Also sorgen Sie für ein schönes Begräbniß mit Musik &c.“ — Als ich den Mitschülern, die mich in höchster Spannung erwartet hatten, sothane Betteude „ase warm“ mitgetheilt hatte, brachen die Entmenschten in ein ungeheueres Halloß aus. — Daß seine oben angeführte

Äußerung, er würde auch mitmachen, wenn er seinen krummen Fuß nicht hätte, nur Heiterkeit erregte, ist selbstverständlich. Ich werde später nochmal auf den Mann zurückkommen.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch einen andern Studienlehrer erwähnen, der in diesen Erinnerungen eigentlich nicht übergangen werden darf, nämlich den Professor Fickler, Bruder jenes Fickler, welcher den radikalen Seeboten redigirte, in Karlsruhe durch seinen Freund Mathy verhaftet und später auf den Asperg bei Ludwigsburg verbracht wurde, von wo aus er vom König von Württemberg entlassen wurde. Unser Fickler war kein Revolutionär, dazu war er schon zu pommadig. Früher war er geistlicher Professor am Gymnasium in Donaueschingen gewesen, und hat dann nach seiner Versetzung an das Lyzeum in Rastatt den geistlichen Rock ausgezogen. Er ist zu keiner andern Konfession übertreten, hat auch nicht geheirathet, und ich habe nie eine verletzende Äußerung über Kirchliches von ihm vernommen. Ich hatte bei ihm Unterricht in Geschichte und Latein. Er war ein vielseitig gebildeter, geistreicher, recht angenehm ansprechender Lehrer, der sich in Achtung zu setzen wußte. Bei seiner Lehrtüchtigkeit und seinem leutseligen jovialen Benehmen that ihm seine in's Eitle übergehende Sorgfalt auf sein Äußeres wenig Abtrag. Er erschien nie anders als in Glacehandschuhen in der Klasse. (Man hat ihm nachgesagt, er sei in Donaueschingen in solchen Handschuhen an den Altar und auf die Kanzel getreten.) Häufig wechselte er

seinen Anzug wenigstens zweimal täglich. Vormittags erschien er z. B. durchaus braun gekleidet (Handschuhe inbegriffen), Nachmittags durchaus grau mit ditto Handschuhen. Sein Hauptkleid war ein rund ausgeschnittener offen stehender Frack, auf seinem stattlich gewölbten Leibe prangte eine goldene Uhrkette. Wenn er sich auf dem Katheder niederließ, war er das Bild der Behaglichkeit. Er fing alsbald an zu reden mit breitem gemüthlichem Brusttone, dann reinigte er mit elegantem Foulard seine goldbeschlagene Brille, dann entledigte er sich, immer weiter dozirend, nicht ohne Mühe, seiner stramm anliegenden Handschuhe, zog nach längerem Wühlen aus dem Westentaschen einen Ohrlöffel, mit dem er behaglich in den Ohren herumstoberte, Nachmittags wurde auch der Zahnstocher in umfassende Thätigkeit gesetzt, dann begann eine gründliche Schneuzung, die allein die immer fortsprudelnde Rede unterbrach. Nach Beendigung dieser Toilette, die insoferne der Eleganz entbehrte, als sie öffentlich gemacht wurde, verließ er den Lehrstuhl und trat uns näher. Ich kann nicht sagen, daß ich in seinen Stunden je Langweile empfunden hätte, obwohl er, obgenannte Einleitung abgerechnet, nie Allotria trieb, wie das einige andere Professoren in Uebung hatten. Als Junggeselle speiste er im Gasthose und war wegen seines gemüthlichen Humors und mitunter treffenden feinen Witzes ein gerne gesehener, ja gesuchter Gesellschafter. Diesem glücklichen Umstande hatte er es auch zu verdanken, daß er in jenen wechselvollen bewegten Zeiten immer sich oben

erhielt. Als die Aufständischen in Rastatt regierten, verkehrte er tagtäglich mit deren Häuptionern und durfte sich ihnen gegenüber schon ein Uebrigcs erlauben; als die Preußen erschienen, war er mitten unter ihnen, sie schätzten ihn als angenehmen Gesellschafter. Vor dem Standgericht trat er wiederholt, und zwar mit Erfolg, als Vertheidiger auf. Er war deshalb auch ganz besonders befähigt, über die Vorkommnisse jener Zeit die Aufzeichnungen zu machen, welche ich in der Einleitung erwähnt habe. Fickler wurde von Rastatt nach Mannheim versetzt. Ich sah ihn später einmal an einem Bahnhofe und hätte ihn fast nicht mehr erkannt; sein früher glattrasirtes blühendes fettglänzendes Antlitz war mit einem grauen Vollbarte versehen, den er sich, wie ich erfuhr, im heiligen Lande hatte wachsen lassen, auch in der Kleidung war er nicht mehr der frühere Elegant. Später erzählte mir ein Bekannter, er habe an einem Schwarzwälder Luftkurorte den alten Professor Fickler in der Abenddämmerung vor einem Feldkreuze knieend überrascht. Bald darauf las ich die Anzeige von Fickler's Hinscheiden —. —.

Wir traten also als Freiwillige zur Festungsartillerie, jedoch ohne Uniform. Jeden Tag wurden wir einige Stunden in Bedienung der Festungsgeschütze, meist schwerer 24-Pfünder, eingeübt. Diese schweren Geschütze standen auf eisernen Schienen und waren leicht zu bewegen. Vier Mann waren zur Bedienung nöthig. Mit 1, 3, 2, 4 wurden beim Beginn die Rollen vertheilt. Die Hauptsache war, die Entfernung zu schätzen und darnach die Elevation des Geschützes zu regeln. Doch, das

hatten wir bald los, und viele von uns lezten darnach, diese theoretischen Kenntnisse auch praktisch verwertzen zu können. Die Gelegenheit hiezu sollte bald eintreten. Die Preußen rückten jetzt wirklich in's Land, um der badischen Wirthschaft ein wohlverdientes Ende zu bereiten. Ueberall wurden Volkswehren errichtet. Da es mit dem Unterricht am Lyzeum gründlich fertig war, mußten die auswärtigen Lyzeisten eine Entscheidung treffen. Als Freiwillige der Festungsartillerie zehrten sie von ihrem Gelde. Gingen sie in ihre Heimathsgemeinden, wurden sie mit der Volkswehr gegen den Feind geschickt. Bei aller Begeisterung für die Reichsverfassung und die folgende deutsche Republik wollten sie das doch nicht. Daß Vorsicht der beste Theil der Tapferkeit sei, wußten sie aus ihren Studien, und so beschloßen sie, als reguläre Kanoniere bei der Festungsartillerie einzutreten. So, meinten sie, bleibe ihre Haut unverletzt, weil die Preußen im Unterlande der Geschichte schon ein Ende machen würden und zu einer Belagerung Rastatts es gar nicht kommen könne, und dann hätten sie freie Verpflegung und täglichen Sold. Also förmlich zur Festungsartillerie! Da das Kriegshandwerk nie einen besondern Reiz auf mich ausgeübt hatte und ich auch nicht die geringste Sympathie mit der „Bewegung“ verspürte, die ich von ihrem Entstehen an studirt hatte, blieb ich weg.

Nach einigen Tagen wurde ich zum Zivilkommissär zitirt, der mich heftig anschauzte, warum ich keinen Dienst thue. Als ich ihm sagte, daß ich ein kränklicher,

kaum dem Tode entronnener Mensch sei, wurde er ruhiger und verlangte ärztliches Zeugniß. Noch am nämlichen Tage brachte ich ihm ein Zeugniß meines Arztes, des Physikus Harsch, des liebenswürdigsten Arztes, den ich in meiner vieljährigen Kranken-Karriere kennen gelernt. Derselbe bezeugte mir, militärischer Nachtdienst könnte für mich tödtlich werden. So wurde ich frei und konnte „so herumlaufen“. —

In dieser Zeit hatte das 3. bad. Infanterieregiment sich einen neuen Kommandanten verschafft in der Person des Majors v. Biedenfeld, der als Pensionär in Bühl lebte. Die Soldaten wollten einen regulären Offizier haben, und schickten deshalb eine Deputation nach Bühl zu Biedenfeld, der früher Major beim Regiment gewesen war. Derselbe hatte die Feldzüge im Anfange des Jahrhunderts mitgemacht und war ein Soldat vom alten Schrot und Korn. Wohl deshalb, weil er etwas ungefüggig war, war er in noch kräftigen Jahren pensionirt worden. Er war nun schwach genug, die Einladung anzunehmen; im Falle der Weigerung hätte er freilich die Flucht ergreifen müssen. Er kam als Oberst des dritten Regiments nach Kastatt, von wo er dasselbe gegen die Preußen und wieder zurückführte. Wir werden später erwähnen, welche Dienste er den Kastattern und — sich selbst leistete.

Auf Befehl der provisorischen Regierung waren draußen in den Gemeinden die Volkswehren gebildet worden, die theils zum Lokaldienst, theils gegen den Feind verwendet wurden. Die wenigsten waren unifor-

mirt; die Führer waren durch schwarz-roth-gelbe Schärpen und wenn möglich durch einen Schleppsäbel, hier und da auch durch Pistolen im Gürtel ausgezeichnet. Manches dieser tapfern Fähnlein habe ich in Rastatt einrücken sehen. Als einmal eine solche Abtheilung einrückte, rief der joviale Professor Fickler zum Museumsgarten heraus: „Landolin!“ Als bald drehten sich mehrere Köpfe. „Die sind aus der Gegend von Ettenheim, sagte Fickler, hab's gleich gedacht.“

Die provisorische Regierung, bei welcher Amand Gögg von Renchen, ein Rechtspraktikant, als Kriegsminister fungirte, suchte durch öffentliche Ausschreiben Offiziere und Soldaten zu gewinnen. Eine Menge „militärischer Talente“ folgten dem Aufruf. Aus aller Herren Länder strömten sie herbei, Leute, die eigens in Revolution machten und überall dabei waren, wo es losging, verzweifelte Existenzen und Bagabunden, die ihr Brod suchten und theilweise bei einer solchen Gelegenheit im Trüben zu fischen hofften. So wurden wir von einigen „Legionen“ heimgesucht, von einer Schweizer-, Rheinbayerischen und Polnischen Legion. Zum Oberkommandanten über alle badischen Streitkräfte wurde der Pole Mieroslawski ernannt, der in der polnischen Revolution sich ausgezeichnet haben sollte. Er war zwischen 30 und 40 Jahre alt, ein schöner großer Mann mit blondem Vollbarte, blühender Gesichtsfarbe, etwas gebeugter Haltung und sprach nur französisch. Er trug blauen Waffenrock mit goldgesticktem Kragen, rothe Hosen, goldene General-Epauletts, mit Gold be-

festes Käppi und an goldenem Wehrgehänge Pallasch mit leichtem Schleppsäbel. In seinem Gefolge waren in der Regel auffallend viele Adjutanten. Die badischen Truppen mit sammt den Legionen wurden hinunter geschickt an den Neckar, um die anrückenden Preußen vom Lande abzuhalten. In der Festung verblieb von badischen Truppen nur die Festungsartillerie. Bald kamen die günstigsten Nachrichten vom Kriegsschauplatz, zum Beweise wurden auch der preußische Major von Hinderfin und ein mecklenburgischer Hauptmann als Gefangene eingeliefert. Dieselben waren auf dem Kirchturme in Ladenburg, wo sie die feindlichen Bewegungen beobachteten, gefangen genommen worden. (Oberst-Kommandirender des „Feindes“ war der Prinz von Preußen, unser gegenwärtiger Kaiser.)

Eines schönen Tages kehrten die Hoboisten des 3. Regiments, lauter ergraute Künstler, die in Rastatt wie daheim waren, vom Kriegsschauplatz zurück. Sie gaben vor, heimgeschickt worden zu sein, weil man sie nicht brauche, ihren Zechbrüdern theilten sie jedoch im „tiefsten Vertrauen“ mit, daß es drunten schief gehe und daß sie eigentlich ausgerissen seien. Sie wollten ihr Leben der Kunst erhalten und ihre verschiedenen Stammwirthe nicht der Trauer aussetzen, durch Nachrichten über ihren Tod tief erschüttert zu werden. Als ihre vertraulichen Mittheilungen ruchbar wurden, trieb man sie wieder auf den Kriegsschauplatz. Ob sie sich wirklich wieder dorthin begaben, weiß ich nicht. Als ab und zu wieder Einer derselben in Rastatt sich sehen ließ, wurde er

alsbald als Unglücksvogel betrachtet. — Uebrigens hielt ein Theil der badiſchen Truppen, das 3. Regiment unter v. Biedenfeld und die Feldartillerie, ſich vortrefflich, auch die Schweizer Legion ſoll ſich einmal ausgezeichnet haben. Eine Abtheilung Preußen war durch das Rheinbayeriſche vorgerückt, ging bei Germersheim über den Rhein, um die Unſrigen im Rücken zu faſſen. Bei Waghäuſel kam es zu einem Gefechte, das für die Preußen ſehr blutig geworden ſein ſoll. Eine Kompagnie des 3. Regiments, geführt von Hauptmann Wiſchof, einem alten biederem Schnauzbart, deſſen Bruſt mit mehreren Kriegsauszeichnungen geſchmückt war, und den ſeine Soldaten vom beliebten Oberfeldwebel zum Hauptmann befördert hatten, hat ſich beſonders ausgezeichnet, freilich nicht zum Vortheile ihres Hauptmanns. Als einmal eine Abtheilung preußiſcher Reiterei in Sicht kam, kommandirte Wiſchof ſeine Leute zu beiden Seiten der Straße in die Gräben und Kornfelder; als die ſchwarzen Huſaren mit dem Todtenkopf auf der Pelzmütze günſtig im Schuß waren, kommandirte er Feuer, wodurch die Reiter ſtark beſchädigt und zur Umkehr gezwungen wurden. Prinz Friedrich Karl von Preußen, der im letzten Krieg den Marſchallſtab ſich errungen, war damals als junger Offizier bei jener Schwadron und erhielt einen Schuß in einen Arm. Nach Uebergabe der Feſtung ſah ich den Prinzen, den Arm immer noch in der Schlinge tragend. Es wurde geforſcht, welche Kompagnie auf die ſchwarzen Huſaren geſchoſſen, und Wiſchof war bald entdeckt. Er kam nicht vor das

Standgericht, war aber lange in Haft. Als sein Sohn, der vor einigen Jahren in Freiburg als geistlicher Professor gestorben, in der Kastatter Klosterkirche die erste hl. Messe feierte, durfte der alte Bischof, aber nur unter scharfer Bewachung, der hl. Handlung antwohnen. Er ist später irgendwo Kasernenverwalter geworden und schon lange zu den Vätern versammelt. Er war ein braver Mann, der vom Strudel fortgerissen wurde, dann aber den Soldaten nicht verleugnen konnte. Wenn der Feind kam, mußte regelrecht geschossen werden.

Die Oberfeldwebel waren damals durchweg alte respectable Männer. Es hieß damals, der Hauptmann sei der Vater, der Feldwebel die Mutter der Kompagnie. — Die Tapferkeit einzelner Truppentheile konnte natürlich bei der Unfähigkeit der meisten Führer gegen die taktische und numerische Uebermacht der Preußen Nichts ausrichten. Nicht bloß von der Pfälzer Seite, sondern auch von der württembergischen Grenze her sollten unsere Truppen umgangen werden. Es geschah wirklich wie durch ein Wunder, daß sie dieser eisernen Umarmung entrannen und durch einen noch freien Winkel entschlüpften. Später war dann großes Gerede von dem „kühnen Flankenmarsch“, durch welchen Mieroslawski die Armee gerettet habe. Uns in Kastatt wurde die Rückwärtskonzentration beharrlich verheimlicht, dagegen erhielten wir glänzende Siegesbulletins. In großer Anzahl zogen zwar einzelne Marobeurs von der Linie und Bürgerwehr abgerissen und niedergeschlagen das Land aufwärts. Unsere tapfere Bürgerwehr bewachte jedoch die Straßen und

trieb die armen Teufel unbarmherzig wieder landabwärts. Hier und da kamen sie jedoch an den Leuten; solche verzweifelte Leute spannten mitunter gegen die tapferen glatten Bürgerwehrmänner den Hahnen, und das wirkte. („Glabst' denn, daß die Bürgerwehr mitging, wenns gefährlich wär?“ hat Nadler gesungen.)

Der eigentliche Stand der Sache konnte nicht mehr lange verheimlicht werden, da Flüchtlinge der Linie und der Volkswehr schaarenweise eintrafen. Am 25. Juni hatte die provisorische Regierung Karlsruhe verlassen und sich in's Oberland zurückgezogen. Am nämlichen Tage trafen die Ueberreste der badischen Aufstandarmee in fluchtähnlicher Retirade in Rastatt ein. „Wer kennt die Völker, kennt die Namen, die alle hier zusammenkamen?“ Welch einen Anblick boten diese bunten traurigen Ueberreste! Menschen und Pferde lagen massenweise todtmüde auf dem Straßenpflaster wirr durcheinander, der Soldat seinen Tornister, wenn da war, als Kopfstütze benützend, der Dragoner neben seinem Pferde, das alle Viere hinausstreckte. Es war ein Jammerbild. Für die Nacht wurden die Freischaaren in öffentlichen Gebäuden und in Privathäusern untergebracht. In den Lehrsälen und Gängen des Lyzeums wurden Legionäre auf Stroh gebettet, die als Andenken verschiedene Schmarogerthierchen in großer Anzahl zurückließen. Diese Leute glaubten sich nun hinter den Wällen und Mauern der Festung vor den bösen Preußen geborgen. Am andern Tage (26. Juni) rasselte lange der Generalmarsch durch die Straßen und rief die zerstreuten

Schaaren zur Sammlung. Auf einer großen Wiesenfläche zwischen dem Kehler und Ottersdorfer Thore hielt Mieroslawski Heerschau über die Trümmer seiner Armee, die damals noch auf etwa 20,000 Mann geschätzt wurde, die Weiber nicht gerechnet. Solche waren nämlich auch dabei. Was war das für eine Armee! Unsere badischen Soldaten sahen noch ziemlich respektabel aus, obwohl ihre Uniformen stark strapazirt waren. Aber die Freischaaren! Schade daß kein Maler dieselben, wenigstens in ihren Typen, der Nachwelt im Bilde überliefern konnte. Vor einer Legion, ich weiß nicht mehr vor welcher, ritt eine üppige Weibsperson, eine rothe Feder auf dem Hederhute, Brille auf der Nase, angehan mit einem Reitkleide aus schwarzem Sammt, im rothen Gürtel zwei Pistolen, an der Seite einen Schleppsäbel, und — hinter ihr reitend ein badischer Dragoner als Ordonnanz! Welche wohlverdiente Schmach! Ihren Offizieren mochten sie nicht mehr folgen, jetzt wurden sie Trabanten wildfremder Abenteuerer und verächtlicher Dirnen. Fast in jedem Zuge der Freischärler marschirte eine freche Dirne als sog. Markedenterin. Der Labetrunk, den sie kredenzten, hatte einen abscheulichen Katzenjammer im Gefolge, wie mir später ein Militärarzt mittheilte.

Um mit diesen Bestandtheilen der Armee, die „für Deutschlands Einheit“ auf dem Plane erschienen, gleich fertig zu machen, theile ich noch deren nächste Heldenthaten und Erlebnisse mit. Da sie nicht bloß moralisch, sondern auch äußerlich stark abgerissen waren, suchten

sie sich durch Plünderung mit Hilfe ihrer Louis neu zu equipiren. So plünderten sie u. A. die Garderobe der Damen des geflüchteten Gouverneurs. Als die Preußen später abrechneten, stellten sie diese Geschöpfe nicht vor ein Kriegsgericht, aber sie ließen dieselben, wie vielfach versichert wurde, mit Ruthen streichen. Ich habe nie gehört, daß Jemand solche Züchtigung für inhuman gehalten hätte. — Doch kehren wir zur Legion zurück. Der Fahnenträger derselben ist mir unbergeßlich. Er war ein alter kleiner struppiger Kerl, hatte seinen Charakterkopf mit einer erbeuteten preussischen Pickelhaube bedeckt, war angethan mit einer abgeblaßten blauen Blouse und leinenen grauen Hosen, die unten in Franzen um die dünnen Beine herumschlappten; im rothen Gürtel hatte er eine Pistole, an der Seite einen kolossalen Schlepfsäbel. Die Fahne trug er mit einer Grandezza, als ob er einer der höchsten Würdenträger des Reiches wäre. Verwitterte Graubärte schritten da neben blaffen blutten Jungen. Von Uniform keine Spur. Die rheinbayerischen Legionäre, welche das größte Gekreisch verführten, hatten einige Frohnleichnamskanöchen bei sich, auf welche sie sehr martialisch blickten. Nur schade, daß sie dieselben nicht verwenden konnten, weil sie keine passenden „Rucheln“ fanden.

Mieroslawski hielt mit seinen zahlreichen Kommandanten, Adjutanten und Generalstabsoffizieren Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, dem Feinde nochmals entgegen zu treten. Adjutanten, Galopins,ordonnanzen sprengten unaufhörlich durch die Straßen.

Die Murglinie sollte vertheidigt werden. Von Kuppenheim bis Forbach wurde die Murg mit Freischaaren und Linientruppen besetzt. Die Festung war noch durch den zwischen Kastatt und Muggensturm gelegenen Niederwald gedeckt, an dessen äußerster Grenze der Federbach vorbeischlängelt. Dort wurden Verhaue gemacht, die Federbrücke wurde, nachdem weiter unten die Straße abgegraben, verbarricadirt. Außerdem wurde die Zeit noch ausgenützt, um Proviant herbeizuschaffen. Unser Komlossy plünderte das Landgut des Markgrafen Wilhelm in Rothenfels und trieb eine große Anzahl stattlicher Kühe in die Festung. Aus dem Oberlande wurde Wein herbeigeschafft, der bedeutenden Schwund erlitt, ehe er eingekellert wurde. —

In dieser Zeit war die Jagd auf Spione an der Tagesordnung. Bei dem unbezweifelbaren Heldenmuthе sämtlicher Kämpfer „für Deutschlands Einheit“ war es sonnenklar, daß sie die Schläge nur in Folge verschiedener Verräthereien erhalten hatten; jetzt waren zahlreiche Spione thätig, um ihnen den Lorbeer zu rauben. Damals habe ich das Wort Schillers begriffen: „Der schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn.“ Die Szenen, die sich jetzt abspielten, sind haarsträubend. — An einem schönen sonst ruhigen Nachmittage sah ich aus dem Schloßhofe einen Blusenmann herabrennen, der von mehreren Soldaten mit blanken Waffen verfolgt wurde; so schnell der Verfolgte in seiner Verzweiflung auch rannte, die Wüthenden kamen ihm immer wieder auf

die Fersen und hieben mit ihren Waffen auf ihn ein. Ich sah dieser entsetzlichen Jagd nach, bis dieselbe um eine Straßenecke bog. Nachgehen mochte ich nicht und begab mich, ich weiß nicht mehr warum, auf den Kirchhof. Als ich nach geraumer Zeit denselben verlassen wollte, kam ein militärischer Deckelwagen angerasselt, auf welchem ein mit einem badischen Soldatenmantel bekleideter Freischärler rittlings saß, ein Gewehr haltend, ein Rudel Soldaten hinterher. Der Wagen wurde geöffnet, man warf die Leiche des obengenannten Blumenmannes heraus. Welch ein Anblick! Das war kaum mehr eine menschliche Gestalt, sondern ein blutiger Fleischklumpen, gräßlich zerhauen und zerstückt. Und Angesichts dieser Leiche fingen die Unmenschen, wahre Kannibalen, miteinander Streit an, wer dem Spion den Sarg ausgemacht habe. Der brutale Kerl, der wie ein Triumphator auf dem Wagen gesessen, nahm diese Ehre für sich in Anspruch und schien bereit, dieselbe mit seinem Gewehre zu vertheidigen. Wie ich später erfuhr, war der Gehekte in der Verzweiflung in das Schaufenster eines Kaufladens hineingerannt, den Verfolgern aber wieder entronnen und endlich aus vielen Wunden blutend zusammengebrochen. Vergeblich bat er um einen Priester, um sich zum Tode vorzubereiten. Ein Schuß in den Kopf war die Gnade, die er noch erhielt. Der Unglückliche war ein Rheinbayer und war von seinen eigenen Landsleuten als Spion verschrien worden. Jenen entsetzlichen Kerl mit dem Gewehre, der mir jetzt noch lebendig vor der Seele steht, sah ich später unter

den Festungsgefangenen öfter Schubkarren ziehen. Seine Blutthat scheint dem Gerichte nicht bekannt geworden zu sein. —

Im Schloßhose lagen viele Geschützröhre und Kanonentugeln pyramidenförmig aufgehäuft. Es war damals gefährlich, diese Kriegsbedürfnisse längere Zeit aufmerksam zu betrachten, da irgend ein besoffener Kanonier schnell bereit war, darin Spionage zu wittern. Wurde doch einmal eine alte Bauernfrau ergriffen, weil sie den Versuch machte, Kanonen zu zählen. Sie wurde freilich bald wieder freigelassen. Die Wüthenden bedachten nicht, daß die Preußen draußen viel besser wußten, als sie, wie viel Geschütz und Munition in Rastatt war.

In Kehl wurde der jüdische Sprachlehrer Weil von Karlsruhe verhaftet, weil er mit einer gewissen Dringlichkeit einen Nachen zur Ueberfahrt über den Rhein verlangt hatte. Man fand ein Schreiben bei ihm, in welchem der französische Gesandte in Karlsruhe dem Straßburger Präfekten die Besetzung der Residenz durch die Preußen anzeigte. Deshalb wurde er als „Spion“ nach Rastatt spedirt und in Bastion XXX, in welcher einst Struve gefessen und in welcher jetzt die zwei preußischen Offiziere gefangen saßen, eingesperrt. — Dem vorhin erwähnten ermordeten Blusenmann war nachgesagt worden, er sei ein verkleideter preußischer Offizier gewesen. Nun mußte auf einmal die ganze Festung von solchen verkleideten preußischen Spionen wimmeln, und der in Bastion XXX sitzende preußische Major Hindersin wurde mit dem Spionen-Komplot in Ver-

bindung gebracht. Auf diesen wurde nun die blutdürstige Menge von den Agitatoren geheßt, wahrscheinlich, um nach solchen Greuelthaten jegliche Umkehr unmöglich zu machen. Am 27. Juni Nachmittags wälzte sich ein Haufen Soldaten und Freischärler mit einigen Raftatter Einwohnern vermischt nach Bastion XXX (gegen Niederbühl gelegen) und verlangte die preußischen Offiziere heraus. Der wachhabende Pionier hatte Geistesgegenwart genug, zu sagen, die Schlüssel seien nicht da. Dadurch wurde der erste Anprall abgewiesen. Gegen Abend aber kehrten sie mit Verstärkung zurück, darauf eingerichtet, die Gefängnißthore zu sprengen. In diesem kritischen Augenblicke warf sich ein Raftatter Bürger, Gerber Großholz, in's Mittel. Mit eindringlichen Worten machte er auf die Folgen einer solchen Greuelthat aufmerksam; noch seien Raftatter Bürger in preußischer Gefangenschaft, wie werde es diesen ergehen, wenn die Kunde einer solchen That in's preußische Lager käme. Diese Worte retteten den kriegsgefangenen Offizieren das hart bedrohte Leben. Aber der stürmische See wollte sein Opfer haben. Plötzlich ertönt der Ruf: „Aber der Jude muß heraus!“ Da half nichts mehr, der Jude Weil wurde der blutgierigen Bande preisgegeben. Wer vermöchte das nun sich gestaltende entsetzliche Bild zu beschreiben! Baarhüptig wurde Weil fortgeschleppt von einem wirren Knäul Bewaffneter, die ihre Säbel, Fäschinenmesser und Bajonette unaufhörlich über dem kahlen Haupte des Gefangenen kreuzten. Von einem Walde von Waffen war er umgeben. Der haufenweise

sich nachdrängende Pöbel verlangte brüllend den Tod des Verräthers. Zweimal war es mir möglich, das Antlitz des Aermsten zu sehen. Mit irrem Blicke und bitter lächelndem Munde sprach er zu seiner nächsten Umgebung, ich verstand nicht, was. Der höllenmäßige Lärm wurde nur immer toller. Ob er im Waffengeklirr den hundertfachen Ruf: „Schlagt ihn todt den Hund!“ hörte, weiß ich nicht. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß verschiedene Offiziere und Freischaarenführer sich vergebens bemühten, die rasende Menge zu beschwichtigen; sie wurden selbst mit dem Tode bedroht. Ich dachte bei mir damals: alle diese Bluthunde sind getaufte Menschen und benehmen sich wie Kanibalen. Wie wenig ist noch das Christenthum mit seiner segensreichen Kraft in die Massen gedrungen! — Ich brachte es nicht über mich, diesem schrecklichen Zuge länger zu folgen. Weil hat hundertfache Todesangst ausstehen müssen. Von Bastion XXX bis zu dem Orte, wo er endlich hingerichtet wurde, sind es gut 20 bis 30 Minuten; sein Leidensgang hat wohl eine Stunde gewährt. Verwundet wurde er unterwegs nicht; in einem Festungsgraben in der Nähe des Kirchhofs machten einige Gewehrschüsse seinem Leben ein Ende. Zwischen Tag und Dunkel kehrte die Bande nach vollbrachter Missethat in die Stadt zurück. — Es ist kein Wunder, wenn nach solchen Vorgängen die Einwohnerschaft von Entsetzen erfüllt wurde. Personen von einigem Ansehen, die mit der „Bewegung“ nicht einverstanden waren, hielten ihr Leben nicht mehr für sicher, Viele, deren Verhältnisse

es irgend gestatteten, verließen die Festung, wenigstens schafften sie Frau und Kinder fort. Auch unser Direktor Scharpf zog ab.

Im Gasthose zum Kreuz waren einige „Reaktionäre“ aus Baden und dem Murgthal, Beamte, Geistliche und Private, in Haft, welche das greuliche Trauerspiel an ihren Fenstern vorüberziehen sahen; ein Glück für sie, daß damals Niemand an sie dachte.

Einer dieser damaligen gefährlichen Gefangenen, Hr. Pfarrer Vivell in Biberach, damals Kaplan in Baden, hat die Freundlichkeit gehabt, mir einige Notizen über seine Gefangenschaft mitzutheilen. Sonntag den 24. Juni war er in Baden, unmittelbar nach dem Gottesdienste, auf Befehl des Zivilkommissärs Wolf, verhaftet und auf das Rathhaus geführt worden, wo er als weitere Arrestanten die H. H. Amtsrichter Chelius, den pensionirten Kriegskommissär Heunisch und den Bezirksförster Reißling antraf. Dazu kam noch der greise Professor Eckerle, der als Pensionär in Baden lebte und den man gerade aus dem Bett geholt hatte. Als der alte Mann, einen Arm in der Schlinge tragend, vor den Zivilkommissär geführt wurde, brach er in Thränen aus. Der Zivilkommissär erklärte, er habe vom Ministerium den Befehl erhalten, einige Einwohner von Baden gefangen nach Rastatt zu liefern; dort würden sie den Grund dieser Maßregel erfahren. In Rastatt konnte oder wollte jedoch Niemand ihnen Aufschluß geben. Der Gouverneur Greiner gestattete ihnen, sich im Gasthose zum Kreuz einzuquartieren. In der

folgenden Nacht bekamen sie noch folgende Leidensgenossen aus dem Murgthale: Pfarrer Weingärtner aus Weissenbach, Förster Bachmann von da, Schloßverwalter Fels von Oberstein mit seinem Schwiegervater, Amtmann Dill, Bezirksförster Eichrodt, Amtsrevisor Herbstler, Diakonus Kaiser und Lehrer Buhlinger von Bernsbach. Als im Laufe des Montag „Diktator“ Gögg im Kreuz eintraf, ließen ihn die Gefangenen zu sich bitten. In elegantem schwarzem Anzuge, gegürtet mit rother Schärpe, einen Degen an der Seite und einen Klapphut unter dem Arm trat der junge Diktator in ihre Mitte. Amtsrichter Ghelius erinnerte an eine Bestimmung der Reichsverfassung, nach welcher jedem Verhafteten innerhalb 24 Stunden der Grund seiner Verhaftung mitgetheilt werden müsse; sie seien schon mehr als 30 Stunden verhaftet und wüßten noch keinen Grund. Der Diktator gestand, daß er den Grund ihrer Verhaftung auch nicht kenne; die Regierung habe ihren Sitz nach Freiburg verlegt, wohin er sich morgen auch begeben und dann mit seinen Kollegen Rücksprache nehmen werde. Zum Beweis seiner gnädigen Gesinnung gestattete er den Gefangenen, ihre Frauen kommen zu lassen, was für meinen Gewährsmann allerdings ein schlechter Trost war. Nachdem Gögg noch gefragt, ob sie sonst noch etwas zu wünschen hätten, erhob sich der alte pensionirte Kriegskommissär Heunisch, stemmte seine Fäuste auf den Tisch und sprach mit gewaltiger Stentorstimme: „Ja, Herr Diktator, ich habe noch einen Wunsch; wenn Sie nach Freiburg

kommen, sagen Sie dort dem Finanzminister Heunisch, er solle demjenigen, der seinen alten Vater habe verhaftet lassen, eine Kugel durch den Kopf schießen!“ Gögg fragte den erregten Mann mit fast schüchternem Tone, wer er denn sei. „Ich bin der pensionirte Kriegskommissär Heunisch, der Vater des gegenwärtigen Finanzministers Heunisch. Dieser Mensch (heftig den Stuhl auf den Boden stoßend) hat mir schon mehr Verdruß gemacht, als er werth ist.“ — Gögg bewirkte dann, daß die Gefangenen nach Freiburg verbracht wurden, wo ihnen Quartier im „Wilden Mann“ angewiesen wurde. Dort führte damals das Regiment ein gewisser Damm, ehemals katholischer Geistlicher, nun Präsident des Landesauschusses. Als Studiengenosse des Pfarrers Weingärtner war er den Gefangenen gnädig, wohl auch in Anbetracht, daß seine provisorische Herrlichkeit nun doch ihrem Ende nahe sei. Er ließ die Vielgeängstigten frei. — Mein freundlicher Gewährsmann besitzt noch folgenden Laufpaß:

**Die provisorische Regierung für Baden mit
diktatorischer Gewalt.**

Freiburg, 30. Juni 1849.

Dem Bürger Valentin Rivell, Kaplan zu Baden, welcher zu Baden als Geißel verhaftet wurde, wird hiemit beglaubigt, daß derselbe durch den Präsidenten der Landesversammlung für Baden, welcher hiezu unbedingte Vollmacht von dem Ministerium des Innern erhielt, heute zu Freiburg freigelassen wurde gegen die Versicherung auf Ehrentwort, nichts Feindseliges gegen

die jetzige Landesregierung unternehmen zu wollen, so lange dieselbe im Besitze der obersten Gewalt ist. Damm.

Eine Versuchung, dieses Ehrenwort zu brechen, konnte freilich nicht eintreten, da die damalige Landesregierung nicht mehr lange im Besitze der obersten Gewalt war, sondern sehr bald über die Basler Rheinbrücke sich in die freie Schweiz zurückzog. (Obgenannter Damm wurde in der „neuen Aera“ Badens Direktor einer Mittelschule.) Bemerkenswerth ist, daß die genannten Herren als „Geiseln“ benützt werden sollten, die ungemüthlichste Stellung, die es geben mag. —

Am 29. Juni, an Peter und Paul, wurde bei Raastatt die Entscheidungsschlacht geschlagen. Früh morgens begab ich mich auf die Plattform des Schlosses, das auf dem erhöhten alten Rheinufer gelegen, die Gegend beherrscht, zum „goldenen Mann“, d. i. der vergoldeten Statue des heidnischen Donnergottes Jupiter. Dieser Aufsteig konnte in jenen Tagen der goldenen Freiheit ungehindert geschehen. Bald hatte sich zahlreiche Gesellschaft dort oben eingefunden. Friedlich lagen vor uns die weiten goldigen Kornfelder der Hardt, es war ein herrlicher Sommermorgen. Mächtige Staubwolken in der Ferne verkündigten das Heranrücken der feindlichen Heerschaaren. Bald konnte man mit dem Fernglase Reiterei und Fußvolk unterscheiden. Es dauerte nicht lange und man sah plötzlich blaue Rauchwolken aufsteigen, einige Sekunden nachher traf der Donner der preussischen Feldgeschütze unser Ohr. Ich sollte nicht lange die Entwicklung einer Feldschlacht beobachten

dürfen, da Offiziere erschienen, welche uns unberufene Zuschauer hinabtrieben, weil sie im Dienste dort den Fortgang des Gefechts zu beobachten hatten. Im Murgthale wurde die Murglinie vertheidigt, hier handelte es sich vorzüglich um die Vertheidigung des durch Berhaue und Schanzen verstärkten Federbachs. Fortwährend rollte der Donner der Geschütze. Adjutanten und Ordonnanzen galopirten auf schaumbedeckten Pferden durch die Straßen, ab und zu kam ein Wagen mit Verwundeten.

Nachmittags begab ich mich auf einen Festungswall in der Nähe des Karlsruher Thores, von wo man die Landstraße nach Karlsruhe, die durch den Niedertwald führt, beobachten konnte. Bald fand sich dort der Oberbefehlshaber Mieroslawski mit einem Adjutanten zu Pferde ein und richtete sein Fernrohr nach dem Niedertwalde. Ich stand kaum zehn Schritte von ihm entfernt. Auf der Karlsruher Straße sprenghen in Einem fort Ordonnanzen hin und her, Munitionswagen rasselten hin und zurück, dazu das beständige Gewehrgeknatter und Donnern der Feldgeschütze. Auf einmal kam eine ziemliche Anzahl badischer Dragoner fluchtähnlich vom Gefechtschauplatz der Festung zugesprengt, *ventre à terre*, wie der Franzose sagt (den Bauch des Pferdes auf dem Boden), als ob die Preußen ihnen schon auf den Fersen wären. Mieroslawski gestikulirte heftig mit den Armen und schrie wiederholt: *Attaquez Cavallerie!* (Reiterei greif' an!) Aber diese Kavallerie fragte nichts nach dem Gefuchtel und nach dem französischen Fluchen des Polacken, wie ihn die Badischen nannten; nur fort,

lauffst du nicht, so gilt es nicht. Mieroslawski wandte sein Köpflein und sprengte der Stadt zu. Ich blieb noch eine Zeit lang und beobachtete die Retirade. Das war ein wildes Durcheinander. Der Feind hatte den Federbach überschritten, und wurde nur durch die großen Festungsgeschütze, die zum erstenmal zu spielen anfangen, an Verfolgung der Unsrigen gehindert. Es war ein gewaltiges Dröhnen, das alle Fensterscheiben der Stadt erzittern machte. Es muß unter den Führern zu heftigen Erörterungen gekommen sein, denn Abends ziemlich spät rückte Biedenfeld mit dem dritten Regimente nochmal in den Niefertwald, und es gelang ihm auch, in heißem Kampfe die Preußen wieder zurückzuwerfen. Aber merkwürdiger Weise kehrte er nach errungenem Siege mit den Seinigen in die Stadt zurück, das Feld dem geschlagenen Feinde überlassend.

Dieser taspere Ausfall hatte keinen andern Erfolg, als eine ziemliche Anzahl Verwundeter, die auf mit Stroh belegten Wagen ächzend hereingeführt wurden. Beim Rathhause traf ich Reste der Freiburger akademischen Legion, die am folgenden Morgen bei Ruppenheim den Preußen den Murgübergang streitig machen sollte, natürlich nicht allein. Die Kampflust der Akademiker war nicht gerade brennend, mit Ausnahme eines bayerischen Theologen. Er war ein prächtiger Schwabe aus dem Allgäu, mit blühendem Gesichte und wallendem schwarzem Haupthaare. „Morgen werden wir der Freiheit Hekatomben opfern“, sagte er mit zübersichtlichem Pathos. Am folgenden Tage wurde diese akademische

Legion hinter den Murgdamm von Kuppenheim postirt. Unser tapferer Schwabe streckte den Kopf über den schützenden Damm heraus, um nach dem Feinde zu spähen, als er plötzlich lautlos zu Boden stürzte. Eine preußische Spitzkugel hatte ihn in den Kopf getroffen und dem jungen Leben ein jähes Ende bereitet. So wurde aus der Hekatombe für die Freiheit Nichts, denn die übrigen akademischen Legionäre waren nicht so enthusiastisch, wie der unglückliche Schwabe und nahmen nach diesem Opfer Reißaus. Ein Theil wendete sich Doss zu, um das gemüthliche Freiburg zu gewinnen, die übrigen waren dumm genug, sich nach Kastatt in die Mausfalle zu begeben. — Am 30. Juni rückten die Preußen über die Murg und damit war das Schicksal der Festung und des badischen Aufstandes besiegelt. Am Nachmittag zog Mieroslawski mit Gefolge und der Kriegskasse zum Kehler Thore hinaus, angeblich um bei Doss die Streitkräfte gegen die Preußen zu sammeln. Auch andere Feinfühlige machten sich davon, nachdem vorher das Schloß noch geplündert und namentlich türkische Waffen, vom „Türkenlouis“ herrührend, mitgenommen worden waren. Auch dem Volkstribun Komlossy gelang es noch zu entkommen. (Er soll später in New-York eine Kneipe zur „Festung Kastatt“ gehalten haben.) Die badische Wachmannschaft am Kehler Thore wurde jedoch bald mißtrauisch und ließ Niemanden mehr hinaus. „Wir müssen auch dableiben“, hieß es. Am 1. Juli, es war ein Sonntag, war die Festung eingeschlossen.

Die Belagerung.

Unter der Belagerung von Kastatt hat man sich nicht eine regelrechte Belagerung vorzustellen, wie sie z. B. Straßburg im Jahre 1870 auszustehen hatte, sondern nur eine Einschließung zum Zwecke der Ausschließung, mit der dann allerdings auch eine Beschließung der Stadt (nicht der Festung) verbunden wurde. Zu einer förmlichen Belagerung war das preußische Korps unter General von der Gröben, der sein Hauptquartier in Kuppenheim hatte, gar nicht eingerichtet. Aber auch so war sie uns Kastattlern unangenehm genug. Wir waren eben in Gefangenschaft, die uns den Werth der Freiheit hochschätzen lehrte. Der schöne blaue Himmel und die nahen Berge machten nicht den erfreulichen Eindruck wie sonst, eben weil man wußte, daß man in die Festungsmauern gebannt war. In nächster Nähe standen reich gesegnet die wogenden Kornfelder, aber die Eigenthümer wußten nicht, ob sie den Lohn ihrer Arbeit auch einheimen könnten. Dazu kam das peinliche Gefühl der Unsicherheit in der Festung selbst. Wir waren ja nicht bloß von außen, sondern

auch, und vielleicht mehr noch, von innen bedroht. Die Gewalt lag ja nicht in der Hand eines Einzigen, sondern bei einer bunten leidenschaftlich erregten, zum Theile verzweifelten Masse. Gleich die Vorgänge der ersten Tage waren nichts weniger als vertrauenerweckend. Die verschiedenen Freischärler oder Legionäre waren durchweg elend abgerissen und wollten sich neu equipiren, was ihnen nicht zu verdenken war. Eine zerrißene Bluse gewährte doch nicht hinlänglichen Schutz gegen die Kühle der Nächte. Die Tuchvorräthe des badischen Monturmagazins in Ettlingen waren nach Rastatt verbracht und im Schloß niedergelegt worden. Dorthin begaben sich nun die Freischärler schaarenweis und holten, was sie zur Deckung ihrer Blöße für nöthig erachteten. Kaum hatten das die badischen Soldaten bemerkt, als ihr alter Grimm gegen die Freischärler wieder aufloderte und ihr badischer Partikularismus sich regte. „Das Tuch gehört uns“, war das Feldgeschrei, unter welchem sie die Legionäre wegzutreiben suchten. Diese aber wehrten sich wie Verzweifelte und konnten erst zu Paaren getrieben werden, als ein Artillerist die im Schloßhose aufgepflanzte Marmkanone gegen das Kleidermagazin richtete und losbrannte. *Beati possidentes!* Glückliche, die bereits einen Fez erobert hatten. Schneider und Modejournal wurden zur Verwendung der erbeuteten Stoffe allerdings nicht in Anspruch genommen. Hemden und Mäntel wurden auf die einfachste Weise von der Welt hergestellt. In ein Leintuch wurden drei Oeffnungen geschnitten, um Kopf und Arme durchstecken zu

können und das Hemd war fertig; ebenso wurden aus dem weißwollenen badischen Manteltuche Mäntel improvisirt, die sich wirklich recht malerisch ausnahmen. Schade, daß nicht einige in solche Mäntel gehüllte Brachteremplare gemalt wurden. Ich glaube, daß auch Herr Otto von Corvin-Wiersbicki aus badischem rothem Aufschlägetuch seine imposanten rothen Beinkleider fertigen ließ. — Der Zwiespalt zwischen Soldaten und Freischaaren war nun feierlich constatirt, was keineswegs beruhigend auf die Einwohnerschaft wirken konnte. Was die Verproviantirung betrifft, so waren in den Militärmagazinen noch ziemliche Vorräthe von Mehl und Rauchfleisch, und die meisten Einwohner hatten vor Schluß der Festung sich noch einige Speisevorräthe beigelegt.

Am Morgen des 1. Juli wurden die Raftatter durch ein Plakat unterrichtet, wer nun Gewalt über sie habe. Ein Oberst Tiedemann, von dem man bisher nichts gehört hatte, verkündigte, daß er von dem „Bürger, Obersten und Generaladjutanten“ Sigel den „sehr ehrenvollen Auftrag“ erhalten habe, den Oberbefehl der Stadt und Festung zu übernehmen. Zum Platzmajor ernannte er unsern schon gezeichneten Bürgerwehrmajor Fidel Frei, zum Kommandanten der Artillerie den „Major“ Heilig, welchem ein Rheinbayer, Namens Fach, als Major beigegeben wurde. Ferner wurden noch verschiedene andere Rollen ausgetheilt, Platz-Adjutant, Auditor, Arzt, Kassier, Platz- und Proviantmeister. Ueber den „Platzdienst“ wurde verfügt, daß Morgens 4 Uhr Reveille-Schuß und bei sinkender Sonne Zapfenstreich-

Schuß stattzufinden habe. Verschiedenes Andere wurde noch angeordnet, von dessen Befolgung jedoch während der Belagerung nichts zu bemerken war. Unser neuer Gouverneur Liebemann machte keinen unangenehmen Eindruck. Er mochte ein Mann zwischen vierzig und fünfzig sein, von mittlerer Größe und vorgebeugter Haltung, das grau melirte Haupthaar kurz geschoren, mit einem kurz gestutzten Schnurrbart versehen, wie man das damals bei alten Militärs oft bemerkte. Seine Uniform war einfach: dunkelblauer Waffenrock ohne farbige Aufschläge und Mütze nach französischem Schnitt, an der Seite einen stark gekrümmten Schleppsäbel. Wer war dieser Liebemann? Wie kam er dazu, der „deutschen Einheit“ auf die Beine helfen zu wollen? Darüber habe ich Aufschluß gefunden in Professor Fickler's Aufzeichnungen. Demnach war Liebemann der Sohn eines (Heidelberger) Professors, war in seiner Jugend badischer Dragoner-Lieutenant, mußte wegen verfehlter „Ehrensachen“ den Dienst quittiren, und begab sich später nach Griechenland, als dieses seine Unabhängigkeit gegen die Türkei vertheidigte. Er wurde griechischer Offizier, verheirathete sich mit einer Griechin, wurde, als die Fremden aus der griechischen Armee entlassen wurden, dienstlos und fiel dann seinen Schwiegereltern zur Last, wodurch er mit diesen und seiner Frau uneins wurde. Er reiste 1849 zum Besuch seiner Eltern nach Deutschland, wo ihm das Gesuch der badischen provisorischen Regierung um fremde Offiziere sehr willkommen begegnete. Die Sorge um Deutschlands Einheit hat

also diesen Mann nicht nach Deutschland und in die Reihen der badischen Aufständischen getrieben. Von denjenigen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, wurde er als ein heftig aufbrausender Charakter und als ein eitler unfähiger Militär geschildert, dem jedoch persönlicher Muth nicht abzusprechen war.

Als Chef des Generalstabes fungirte Otto von Corbin=Wiersbicki, der früher preussischer Lieutenant gewesen, den Dienst quittirt und als Schriftsteller sich an verschiedenen Orten aufgehalten hatte. Er war sehr gegen seinen Willen in der Festung zurückgeblieben. Er hatte schon eine Kutsche gemiethet, die ihn frühe morgens zum Kehler Thor hinausbringen sollte, der Kutscher plauderte jedoch den Plan im Wirthshause aus. Ein tapferer, um das Wohl des Landes besorgter Bürgerwehrmann hörte das und machte weitere Meldung. So kam es, daß Corbin mitten in der Nacht von einer Bürgerwehrabtheilung aus dem Bette geholt und als Gefangener erklärt wurde. Man hatte geglaubt, er wolle irgend eine Kasse entführen, was allerdings nicht richtig war. Wieder freigelassen, versuchte er am andern Tage zu entinnen, indem er zu Pferde gegen Kuppenheim hin „rekognoszirte“. Er fand den Weg bereits durch die Preußen verlegt und mußte so wieder in die Festung zurückkehren. — Der Generalstab scheint sehr groß gewesen zu sein, denn man sah sehr viele Offiziere, die keine Mannschaft hatten, meist mit Majorärang. Von jetzt an hörte man Tag und Nacht von Zeit zu Zeit die großen Festungskanonnen brummen. Wer aber

glauben wollte, daß sei auf Kommando geschehen, der wäre sehr im Irrthume. Die Festungskanoniere thaten das meist auf eigene Faust, zum Privatpläsir. Wenn sie irgendwo am Waldbaume oder im Kornfelde eine preußische Pickelhaube glänzen sahen, Bumm! — wurde ein Vierundzwanzig-Pfünder abgeseuert. Die Preußen machten sich den Spaß, da und dort im Gebüsch oder Kornfeld einem Pfahl eine Pickelhaube aufzusetzen, um unsere schießlustigen Kanoniere zu reizen, die auch richtig auf den Leim gingen. Wie oft habe ich diese eigenmächtige planlose Munitionsverschwendung mit angesehen, wenn ich auf den Festungswällen herumshlenderte. Oft habe ich an Nachmittagen mit Scholderer, Heilig und andern Artillerie-Offizieren im Museums-Garten gekegelt, als da und dort auf den Wällen plötzlich Kanonade begann. „Hört, die Viehkerls schießen schon wieder!“ sagte da Scholderer oder ein anderer Bastion-Kommandant. Sie ließen sich aber im Regeln nicht stören und dachten nicht daran, daß sie später von den Preußen für jeden Schuß verantwortlich gemacht würden. Nur wenn es mitunter zu arg wurde, begaben sie sich auf ihre Posten. Nach Uebergabe der Festung bekam ich ein Zeitungsblatt zur Hand, in welchem Heilig als ein wahrer Teufel dargestellt wurde, der in einen rothen Mantel gehüllt auf den Wällen herumritt und die Mannschaft anfeuerte. Pure Dichtung! Heilig mochte wohl sein Schicksal ahnen und war deshalb oft verstimmt; er suchte aber alle trüben Gedanken durch Wein zu verschweuchen und so hatte er fast jeden Nachmittag

einen Dampf. Aus dem nämlichen Grunde gehörte er wohl auch zu den Unversöhnlichen; er wollte eben das ihm drohende Geschick so weit als möglich hinauschieben. Für Deutschlands Einheit hat Heilig nicht seine Kraft eingesetzt und sein Leben gelassen.

Am 2. Juli, Vormittags, nahte sich der Festung von Nieder-Bühl her zu Pferde ein preussischer Offizier, dem ein Trompeter mit einer weißen Fahne voranritt. Es war ein Parlamentär aus dem preussischen Hauptquartier, der dann mit verbundenen Augen durch die Stadt in's Schloß zum Gouverneur geführt wurde. Er brachte, wie man nachher erfuhr, eine Aufforderung des Generals von der Gröben zur Uebergabe der Festung, welche auf keinen Entsatz mehr rechnen könne, ferner zur Freilassung der preussischen Gefangenen und gab 24 Stunden Bedenkzeit. Liebemann rief einen Kriegsrath zusammen, in welchem die wenigen gemäßigten Elemente überstimmt wurden. Der Parlamentär kehrte mit einer abschlägigen Antwort zurück. Bürgermeister Salling und einige angesehenere Bürger waren zu Liebemann geeilt und baten um Uebergabe der Festung. Der Gouverneur war darüber so aufgebracht, daß er drohte, er spalte dem Bürgermeister den Schädel, wenn er noch einmal wage, von Uebergabe zu sprechen. Die Einwohnerschaft war leicht begreiflich für Uebergabe; es war aber gefährlich, den Soldaten gegenüber in diesem Sinne sich zu äußern. Die wüthigen Festungskanoniere drohten, die Geschütze gegen die Stadt zu richten, wenn man von Uebergabe spreche. Als ich in jenen Tagen

einmal mit einer weißen Nelke im Knopfloch mich in ein Festungswerk begab, riß mir ein Kanonier das Blümlein weg, indem er mich anbrüllte: „nix Uebergabe!“ Der Wüthige hatte das unschuldige Blümlein als eine Art Parlamentärflagge betrachtet. Ich vermied hinfüro sorgfältig solchen Blumenschmuck, um nicht die Unversöhnlichen zu reizen. Im Laufe der Belagerung wurde das Gerücht verbreitet, daß verschiedene Einwohner schon weiße Fahnen parat hätten, namentlich sagte man das den Klosterfrauen nach. Einige Kanoniere drangen in die friedlichen Klosterräume ein und fanden auch richtig mehrere weiße Fahnen; es waren die Fähnlein mit der Farbe der Unschuld, welche den Schülerinnen vorgetragen wurden, wenn sie des Jahres einmal, nämlich an des Großherzogs Geburtstag, ausrückten. Die guten Lehrfrauen wurden dadurch so geängstigt, daß sie um freien Abzug baten, der ihnen von den Preußen auch gestattet wurde. Bankier Maier, der zeitig die Festung verlassen hatte, war im preußischen Hauptquartier als Fürsprecher der Klosterfrauen aufgetreten. — Diesem nun schon längst heimgegangenen Manne will ich bei dieser Gelegenheit doch einige Zeilen widmen. Maier war das Bild eines soliden Kaufherrn der alten Zeit, schlicht, einfach, dabei aber ungezwungen vornehm, leutselig, aber nicht gezwungen herablassend. Damals war ein Bankier eine Karität, und von Franz Simon Maier munkelte man, er sei ein Millionär!! Maier hat in der voreisenbahnlichen Zeit, als Rastatt von Allen, die von Frankfurt nach Basel reisten, be-

rührt werden mußte, das erste Papiergeld ausgegeben. Die hohen Herrschaften gaben ihm baares Geld und er gab ihnen Scheine dafür, die bis Basel als baares Geld angenommen wurden. In Rastatt nannte ihn jedoch kein Mensch „Bankier“, sondern er war schlechtweg der „Krämer Maier“, da er außer seinem Bankgeschäft auch einen „Kramladen“ betrieb. Firma war weder an die Wände, noch an eine Thür gemalt. An zwei niederen Kreuzstöcken hingen ein Tabakspäckchen, ein eingetrockneter Hering, ein Knaul Strickwolle und Anderes, welches dem auch nicht schriftgelehrten Publikum verständlich machte, was hier zu haben war. Von Schaufenstern wußte man damals noch nicht viel. Jung-Deutschland, welches in den vierziger Jahren auf den Plan trat, machte sich wichtiger; die kleinen Kreuzstöcke wurden durchbrochen zum Schaufenster, und aus dem Krämer wurde der Kaufmann. Hinter den kleinen Fenstern hatten es die Alten zu Wohlstand gebracht, und die brillanten Schaufenster wurden nur zu oft die Vorboten des Bankerotts. Als schon eine ziemliche Anzahl solcher aufgedonnerten „Kaufleute“ sich breit machten, ging der „Krämer“ Maier immer noch seinen alten soliden Gang. Sein Sohn hat den Kramladen abgegeben und bloß den Bankgeschäften sich gewidmet; die Schwindelperiode der siebziger Jahre hat ihn um sein Vermögen gebracht. — Das Haus des „Krämer“ Maier ist nun in ein Palais umgewandelt und dient den Zwecken der deutschen Reichspost. — Doch wenden wir unsere Aufmerksamkeit wieder der belagerten Bundesfestung zu.

Nach einigen Tagen schwammen einige zugestöpselte Flaschen die Murg herab und wurden von den im Wasser sich herumtreibenden Buben des Schuhmachermeisters Braun beim Rohrsteig aufgefangen. In den Flaschen war eine Bekanntmachung des Generals von der Gröben an die Einwohnerschaft, des Inhalts, daß die aufständischen Streitkräfte geschlagen seien und zum Theil sich unterworfen hätten, daß bereits Freiburg von den Preußen besetzt sei, daß wenn nicht baldige Uebergabe stattfinde, die Stadt beschossen werde. Diese Botschaft war bald unter der Einwohnerschaft bekannt und Braun wurde noch am nämlichen Tage zum Gouverneur zitiert, der ihn anherrschte, er werde ihn todtschießen lassen, wenn seine Buben nochmal Flaschen in der Murg fänden. Die Heizer und Wühler suchten diese preussische Flaschen-Korrespondenz für sich zu verwerthen, indem sie sagten: „Da kann man sehen, wie schlecht es bei den Preußen steht; sie haben keine Geschütze, um die Festung zu beschießen, der Sigel ist im Anzug, jetzt wollen sie schnell durch solche Kniffe in den Besitz der Festung kommen.“ In diesem Sinne schrieb auch der „Festungsbote“, der eigens gegründet wurde, um die Leidenschaften der Besatzung zu entflammen. Dieses „Organ des entschiedensten Fortschritts“ wurde redigirt von einem gewissen Elsenhans, dem mißrathenen Sohne eines württembergischen protestantischen Pfarrers, der selbst eine Zeit lang Gottesgelahrtheit studirt und dann zersezender Schriftstellerei sich hingeeben, die ihn in Konflikt mit dem Gesetze und in ein badisches Ge-

fängniß gebracht hatte. Die Revolution machte ihn frei und aus Dank widmete er ihr seine Dienste. Bei der Beerdigung seines Landsmannes Hauf, eines Verwandten des Dichters Hauf, hielt er in Gegenwart des evangelischen Stadtpfarrers Lindenmaier eine Grabrede, in welcher er jegliche Religion für Unsinn erklärte. Bei derselben Gelegenheit verkündigte Corbin, außer der Freiheit gebe es keine Gottheit. Diese Herren gehörten zum Klub des entschiedensten Fortschritts, der nach Aristokraten schnüffelte, und wohl vollkommen die Rolle eines Wohlfahrts-Ausschusses gespielt hätte, wenn das Biedenfeld'sche dritte Regiment nicht zu fürchten gewesen wäre. Der schroffe Gegensatz zwischen den badischen Soldaten (die Festungskanoniere ausgenommen) und den Freischärlern wurde von Tag zu Tag offenkundiger. Biedenfeld galt als das Haupt der Reaktion, auf ihn setzte die besorgte Einwohnerschaft ihre Hoffnungen. Darum wurde, daß die Freischärler einen Handstreich gegen ihn und sein Regiment planten, zog er dasselbe in das Fort A zurück und schlug sein Hauptquartier in einem nahen Gasthause auf, wo eine ansehnliche Wache seine Person deckte. Daß dieser Zustand mehr und mehr unheimlich für die Einwohnerschaft wurde, ist begreiflich; mußte man doch Tag für Tag gewärtig sein, daß die feindlichen inneren Mächte auf einander pläzen, was bei einem Siege der Freischärler eine Plünderung und Anderes im Gefolge gehabt hätte. Es verlautete, daß badische Offiziere den Gouverneur Tiedemann verhaften wollten und daß in einem Kriegsrathe

die Offiziere der Truppen und der Legionäre die Säbel gegen einander gezogen hätten.

In jener Zeit war ich einmal Zeuge, wie ein Ausfall mit blutigen Folgen improvisirt wurde. An einem schönen Nachmittag war ich auf der gegen die Rheinau gelegenen Bastion, die unter Scholderers (formellem) Kommando stand, und unterhielt mich mit den Kanonieren. „Guck“, en Haas!“ schrie auf einmal ein Kanonier. Richtig trieben sich draußen auf einer Wiese einige Hasen herum. Zwei Kanoniere nahmen ihre Karabiner und gingen auf die Hasenjagd zur Festung hinaus. Zahlreiche Schüsse verpuffend entfernten sie sich in Verfolgung des Wildes ziemlich weit, als auf einmal von der Rheinau aus, wo eine preußische Feldwache war, auf sie gefeuert wurde. Nun eilten andere Soldaten, ohne jegliches Kommando, nach, und die Festungskanoniere ließen sich die schöne Gelegenheit nicht entgehen, einige Vierundzwanzigpfünder nach der Rheinau auf die Preußen abzubonnern. Das lebhafteste Gewehrgeknatter und der Kanonendonner wurden endlich auch im Schlosse bemerkt, und Tiedemann machte dann höchst eigenhändig mit einigen Kompagnieen und Geschützen einen Ausfall auf die Vorstadt Rheinau, aus welcher die paar Preußen glücklich vertrieben wurden. Nun ging es an's Furagiren. Bei einbrechender Nacht zogen unsere Tapferen wieder in die Festung ein, meistens besoffen, Wagen mit Wein, Heu und Lebensmitteln mit sich führend; viele hatten Hühner, Gänse und Enten an ihrem Wehrgehänge befestigt. Den Schluß des Zuges bildeten einige

Wagen mit Verwundeten. So kam ein Ausfall zu Stande, was reguläre Militärs kaum für möglich halten werden. Ich weiß nicht mehr genau, ob es bei dieser oder einer späteren Gelegenheit war, daß von Scholderer's Bastion aus das Wirthshaus zur dicken Eiche in Rheinau in Brand geschossen wurde; daß ich Augenzeuge war, weiß ich noch. Die Kanoniere schossen mit Granaten und zielten auf die Kreuzbalken des Giebels. Welches Halloh, als das zündende Geschöß einschlug! Vor dem Standgerichte wurde später Scholderer vom Staatsanwalte daran erinnert, daß er das Wirthshaus in Brand geschossen habe, obwohl er, wie ich ihm bezeugen konnte, gar nicht dabei war. Er war eben formeller Kommandant jener Bastion, wie aus den Quartierlisten ersehen wurde. —

Sonntag, den 7. Juli, früh gegen 3 Uhr, wurde ich von meiner seligen Mutter geweckt mit dem Bemerkten, ob ich denn nicht das furchtbare Schießen höre, die Stadt werde bombardirt. Bah, sagte ich, unsere Kanoniere haben wieder lange Weile, 's ist weiter nichts. Doch stand ich auf und schaute zum Fenster hinaus. Da sah ich hoch oben im Dämmerlichte eine Kugel mit feurigem Schweife ihren Kreis beschreiben, hörte ein eigenthümliches Zischen und Schnurren und dann ein furchtbares Gerassel. Das Wurfgeschöß hatte irgendwo in ein Dach eingeschlagen. „Jetzt gilt's Ernst!“ sagte ich und schickte mich an, der Mahnung meines Freundes Scholderer zu folgen. Dieser hatte mir nämlich gesagt, wenn einmal die Stadt beschossen werde, solle

ich mit meinen Leuten mich in eine wohleingerichtete Kasematte der nahe gelegenen Bastion XXX begeben. Meine Mutter und Schwestern packten einiges Bettzeug zusammen, ich steckte das ganze Familienvermögen in die Tasche, bewaffnete mich mit einer Reiterpistole, die ich schon lange hatte, hing den Kapuzmantel um, der damals bei Studenten in Mode war, und so wandelten wir durch die todtenstille Straße der Bastion XXX zu. Der Wachposten dort bestand aus Freischärlern. Der Wachkommandant, ein kleiner dürrer Polacke mit rother Schärpe und ungeheuerem Schleppsäbel, wollte uns zurückweisen. Vergeblich berief ich mich auf die Erlaubniß eines Artillerieoffiziers. Als der Kerl immer gröber wurde, griff ich in einer Art Verzweiflung an meine Pistole, die bisher unter dem Burnus verborgen gewesen und siehe da — der tapfere Polacke bekam ein Einsehen. Auf diesen Sieg habe ich mir nicht wenig eingebildet; die respekt einslößende Pistole war lange meine treue Begleiterin, ich habe sie durch die Schrecken des Kriegszustandes gerettet, und aus Pietät besitze ich sie heute noch. Einmal hat die treue Pistole mich in große Verlegenheit gebracht. Als ich im Jahre 1854 Vikar in Achern wurde, kamen am ersten Tage nach meinem Aufzuge zwei Gendarmen und drei Gemeinderäthe, um einen verbotenen Kirchenkonflikts-Hirtenbrief bei mir zu suchen. Ich verweigerte die Herausgabe und sagte den Häschern, sie sollten ihn selbst suchen. Da fiel mir siedend heiß ein, daß auf dem Boden meines noch nicht ausgepackten Koffers die Pistole liege. Noch war Kriegs-

zustand, Waffen waren verboten, die Pistole hätte mich auf etwa sechs Wochen in Arrest bringen können. Diese Freude mochte ich den hitzigen Gendarmen nicht gönnen und so gab ich ihnen den fürchterlichen Hirtenbrief, den ich hinter dem Fensterladen geborgen hatte. Am nächsten Sonntage habe ich denselben dennoch zum großen Erstaunen der in der Kirche anwesenden Gendarmen vorgelesen, da ich ihn in zwei Exemplaren erhalten hatte.

Meine Leute und ich waren bald nicht mehr die einzigen Insassen der geräumigen Kasematte. Nach kurzer Zeit war dieselbe von Frauen und Kindern angefüllt. Für mich war also kein Bleiben mehr und so begab ich mich hinauf auf den Wall zu den Kanonieren, wo ich mehr als acht Tage unter Gottes freiem Himmel logirte. Hier oben konnte man jede Kugel beobachten, die aus den hinter dem Eisenbahndamm postirten preussischen Geschützen in die Stadt geschleudert wurden. Es wurden glühende Vollkugeln und Granaten geworfen. Eine der ersteren schlug in die Scheuer des Gasthauses zum Waldhorn ein, das bald in hellen Flammen stand. Mit Todesverachtung bemühte sich die bald erschienene Feuerwehrr, den Brand zu löschen, mit Todesverachtung, weil die Belagerer immer noch Kugeln auf die Brandstätte schleuderten. Vom Festungswalle aus hörte ich einmal das Hurrarufen der preussischen Kanoniere, als eine ihrer Kugeln mit mächtigem Gerassel in ein Dach einschlug. Unsere Kanoniere waren auch nicht faul und suchten den feindlichen Batterien beizukommen. Sie sollen ihnen wirklich einigen Schaden zugefügt haben,

jedoch ohne sie zum Schweigen zu bringen. Darauf nahmen die Preußen die Festungsbatterie, bei der ich gerade stand, auf's Korn. Eine Granate fiel kaum 50 Schritte von uns in den mit Wasser gefüllten Festungsgraben. Ein frecher Kanonier sprang nun auf die Brüstung, zeigte den Preußen seinen Hintergrund und machte dazu bekannte triviale Handbewegungen. Ich fand es für angemessen, mich in die nahe Hohltraverse (ein auf dem Wall befindlicher gewölbter Geschützstand) zurückzuziehen. Durch die Schießscharte hatte ich Aussicht auf den Feind und durch den offenen Eingang auf die Stadt. Nach 5 Uhr ließ das feindliche Feuer etwas nach und verstummte gegen 8 Uhr gänzlich. Die Preußen hatten nun gezeigt, was sie können, wenn sie wollen. Ich riskirte einen Gang in die Stadt. Gleich beim Rohrsteg war das Haus des Schuhmachers Braun übel zugerichtet; die Kugel, welche damals die Einwohner erschreckte, ist jetzt zum steten Gedächtniß dort in die Wand gemauert, wo sie eingedrungen. Ich besuchte die Wittve Berna, bei der ich Hauslehrer war und die bei Herrn Rheinbold bei der Kirche wohnte. Eine Granate war im Plafonds ihres Salons stecken geblieben, ohne zu bersten. Die wenigsten der hereingeschossenen Granaten zersprangen; sie waren glücklicherweise schlecht präparirt. Nur drei dieser mörderischen Geschosse richteten Unheil an. Im Eckhause der Herren- und Lyzeumstraße wohnte Schreiner Gaißer in Mieth. Eine Granate schlug in die Küche ein, durch deren Splitter Gaißer und seine Frau lebensgefährlich ver-

wundet wurden; die Frau starb nach einigen Stunden, der Mann am folgenden Tage. Professor Fickler, der in demselben Hause wohnte und den Unglücklichen den ersten Beistand leistete, erzählt bei dieser Gelegenheit einen schönen Zug von Gouverneur Liedemann. Fickler wagte sich nämlich hinaus, um ärztliche Hilfe zu holen; beim nahen Schlosse begegnet ihm Liedemann und läßt ihn barsch an, warum die Bürgerwehr nicht ausrücke. Fickler entgegnet, er sei daheim nöthiger und erzählt das Unglück in seinem Hause. Liedemann schickte nun einen seiner Adjutanten nach einem Arzte und begab sich mit Fickler in das Unglücksßhaus; hier knieete er neben der schwer verwundeten Frau nieder, sprach ihr Worte des Trostes zu, „wie das Herz und die Erinnerung an die heil. Schrift sie ihm eingab“. — In den sog. rothen Häusern wurde Schlosser Landherr durch einen Granatsplitter getödtet, gerade als er sein Haus verlassen hatte, um als Feuerwehrmann auf die Brandstätte zu eilen. Ein Fahrkanonier wurde beim Husarenstall schwer verwundet. Das waren die ersten Schrecken des Bombardements. Außer dem Schrecken wurde die Einwohnerschaft von Bitterkeit erfüllt über die Besatzung, die durch ihren unnützen Widerstand uns solchem Ungemach ausgesetzt, aber auch gegen die Preußen, weil sie auf friedliche Wohnungen ihre Geschosse gerichtet. Von Uebergabe durfte man der Besatzung jetzt erst recht nicht reden, weil sie durch die Beschießung mit Kampf- und Rachelust erfüllt worden war. Als durch den Ausscheller bekannt gemacht war, daß die Einwohnerschaft

in die Kasematten sich zurückziehen dürfe, begann eine wahre Völkerwanderung. Ich weiß nicht mehr, ob an jenem Sonntage die Glocken zum Gottesdienste riefen — der Besuch der Kirche wäre gefährlich gewesen, weil sie den Preußen als Zielpunkt diente — die Straßen wimmelten von Ausziehenden. Wem kein gut gewölbter Keller zur Verfügung stand, verfügte sich mit seinen besten Habseligkeiten in die verschiedenen Festungswerke. Nur wenige Kasematten (gewölbte Räume) waren damals ganz fertig, d. h. mit hölzernem Fußboden und mit Fenstern versehen. In eine solche begaben sich mehrere Notabeln, u. A. die nun verstorbenen Kaufleute Heydt und Ubele mit ihren Angehörigen. Möbel waren freilich keine darin, aber die ungewohnten Bewohner suchten es sich so bequem als möglich zu machen. Mehrere mit Erbsen gefüllte Säcke dienten als Stühle und Tisch, die Herren rauchten ihre Zigarre, auf einen Sack wurde das Licht gestellt.

Am anderen Morgen kam Scholberer, der mir den Vorgang erzählte, mit einigen Kanonieren in diese Kasematte mit dem Bemerken, es sei nun doch die höchste Zeit, das Sprengpulver von hier wegzunehmen, worauf es fast einige Ohnmachten abgesetzt habe. Die guten Leute hatten das grobkörnige Pulver für Erbsen gehalten. Abends begab ich mich auf Bastion XXX, wo ich, in meine Kapuze gehüllt, in einer Hohltraverse mit einigen Kanonieren auf blankem Boden mich dem Schläfe hingab. Morgens früh gegen 3 Uhr wurde ich durch einen energischen Rippenstoß geweckt; mein

Schlafkamerad, ein Kanonier, hielt mich in der Schlaftrunkenheit für Seinesgleichen und rief mir zu: „Alle, raus, hörst denn nicht, daß d'Preuße wieder schießen.“ Wichtig, der Tanz war wieder losgegangen und zwar lebhafter als gestern. Diesmal feuerte nicht bloß unser vis-à-vis hinter dem Eisenbahndamm, sondern auch eine zwischen Iffezheim und der Festung aufgepflanzte Batterie auf die Stadt. Diesmal wurden auch Bomben verwendet, da die Preußen einige alte badische Mörser aus Karlsruhe herbeigehtolt hatten. Diese machten nun erst recht eine greuliche Musik bei ihrem Fluge durch die Luft und ein furchtbares Gerassel, wenn sie in ein Dach einschlugen. Ich habe einige solcher Dächer gesehen, auf welchen alle zurückgebliebenen Ziegel aufwärts standen, so daß man bildlich hätte sagen können, diesen Häusern seien die Haare zu Berg gestanden. Ein Glück, daß diese Bomben nicht mit Sprengstoff, sondern nur mit Sand gefüllt waren, wie unsere Kanoniere nachher behaupteten. So viel ich hörte, ist keine einzige zerplatzt. Ein Dragoner wurde durch eine Vollkugel getödtet, sonst ist meines Wissens in der Stadt an jenem Tage kein Menschenleben beschädigt worden. Die Unsrigen waren gleich bei Beginn der Beschießung lebhaft in die Aktion eingetreten. Unser hinter dem Eisenbahndamm gebor-genes vis-à-vis litt keinen Schaden; vom Fort A aus wurde aber die Iffezheimer Batterie wirksam beschossen. Ein preußischer Proklasten flog in die Luft, mehrere Kanoniere wurden verwundet, einer getödtet, so daß die Preußen dort das Feuer einstellten. Diesmal dauerte

das Bombardement bis gegen 10 Uhr Vormittags. Während desselben war ich genöthigt, mich in die Stadt zu begeben, um für die Meinigen und mich Proviand zu holen. Der Gang war allerdings nicht sehr gefährlich, weil ich in der Vorstadt wohnte, die meisten Kugeln aber nach der Mitte der Stadt flogen; dennoch drückte ich mich hart an den Häusern hin, häufig rückwärts nach oben schauend, um den Kreislauf der Wurfgeschosse zu beobachten, die allerdings durch ihr Surren und Sausen sich ankündigten. — Die Besatzung verlangte gebieterisch einen Ausfall, um die preußischen Batterien zu nehmen oder wenigstens zu vernageln. Und richtig: Liedemann verstand sich dazu, am hellen Mittag einen Ausfall zu machen, der wohl in stiller Nacht hätte bewerkstelligt werden sollen. Von Bastion XXX aus konnte ich diesen merkwürdigen Ausfall in seinem ganzen Verlaufe genau beobachten. Bald nach 3 Uhr Nachmittags rückten bei klarstem Himmel und drückender Julihitze badische Infanterie in Mänteln und Freischaaren unter Biedenfeld's Kommando zum Karlsruher Thore hinaus gegen den Bahnhof; die hinter demselben aufgestellte preußische Feldwache zog sich, nachdem sie einige Schüsse abgefeuert, schleunig zurück in das nahe Gehölz, das sog. Beinell. Diese „Flucht“ ermutigte die Unsrigen bedeutend, so daß sie dem Gehölze näherückten. Von dort, wohin von Rauenthal her Sulkurs gekommen, wurden sie jedoch aus sicherer Deckung mit wohlgezielten Schüssen empfangen, vor denen sie sich bald zurückzogen. Nun kam noch preußische Reiterei nachgesprengt

Unsere Wallkanonen griffen in das Gefecht ein, schossen auf die preußischen Reiter, die auseinander stoben, schossen aber, wie ich genau bemerkte, auch auf die eigenen Leute. Die Legionäre rannten in wilder Flucht dem Bahnhofe zu, wo sie unter dem Schutze der Festungskanonen waren. Liedemann, von dem man sagte, er habe den Tod gesucht, wurde leicht verwundet. Die Kanoniere, bei welchen ich stand, meine „Schlafkame-raden“, waren wie wilde Teufel. Hembärmelig, die Ärmel aufgeschlagen, vom Pulverdampfe geschwärzt, bedienten sie die Geschütze. In ein Bahnwirthhäuschen hatten sich einige Preußen begeben und suchten von dort aus diese lästigen Kanoniere wegzuputzen. Eine Spitzkugel, die uns an den Ohren vorbei pfiß und in der Nähe einschlug, belehrte uns, daß wir in der Schußweite der damals noch neuen Zündn Adler uns befanden und veranlaßte mich, meiner Neugierde in der sicheren Hohltraverse zu fröhnen. Unsere Kanoniere aber nahmen das Bahnwirthshäuschen auf's Korn, die zweite Kugel schlug ein, mehrere Pickelhauben stoben heraus und im Eilschritt hinter den Eisenbahndamm. Abends gegen 7 Uhr, als beim Bahnhofe das Feuer bedeutend nachgelassen hatte, wurde ein Ausfall nach dem von einer starken preußischen Feldwache besetzten Niederbühl gemacht, den ich auch genau beobachten konnte, weil mein Standpunkt ungefähr gleich weit vom Bahnhof, wie von Niederbühl entfernt war. Meine Kanoniere, die von Zeit zu Zeit einen Trunk erhielten, wurden immer wüthender und schossen bei einbrechender Dunkelheit

hageldicht auf das Dorf. In der Nähe der Kirche standen bald einige Gebäude in Brand. Schauerlich war das Gotteshaus beleuchtet. Man sah deutlich das Zifferblatt der Kirchenguhr, welches alsbald den Kanonieren als Zielscheibe dienen mußte. Ein entsetzliches Halloh ertönte, als eine Kugel dieses Zifferblatt zerschmetterte hatte. In kurzer Zeit war der Kirchturm eine Feuersäule. Als das Kampfgewühl verstummt war, hörte man nichts mehr durch die stille Nacht hin, als das Prasseln der Flammen, das Niederstürzen des Gebäudes. Gegen Mitternacht neigte sich der Thurm und brach, eine furchtbare Lohe aufwerfend, zusammen. Unsere Kanoniere bildeten sich nicht wenig auf diese Heldenthat ein. Der Erfolg dieser Ausfälle war ein bedeutender Verlust an Menschenleben und das Niederbrennen von etwa 20 Gebäuden in Niederbühl. Am andern Tage saßen die Preußen so fest, wie vorher. Artillerielieutenant Lenzinger, der Kommandant von Bastion XXX, mußte später die niedergebrannte Kirche büßen. Ich hätte beschwören können, daß er an jenem Nachmittage seine Kanoniere nicht kommandirt hatte. Einen (im Sinne der Führer günstigen) Erfolg hatten jene Ausfälle; die Besatzung wurde kampfeslustiger, rachsüchtiger und wollte von Uebergabe noch weniger wissen als vorher. Nach der Uebergabe wurden in Kornäckern und im Gehölze noch mehrere Leichen von Freischärlern gefunden, die, nach der mit den Nägeln aufgewühlten Erde zu schließen, in gräßlicher Hilflosigkeit dort verschmachtet waren. Wenn man von Dos nach Mastatt fährt, ge-

wahrt man an einem Straßenübergang auf der rechten Seite eine Pyramide; auf dieser sind die bei jener Gelegenheit Gefallenen des 20. preussischen Regiments verzeichnet. — Bombardirt wurde in jener Nacht die Stadt nicht. Am folgenden Tage war es, daß Fidel Frei von seiner Rosinante herab die falsche Botschaft verkündigte, daß Sigel im Anrücken sei. Später wurde einmal durch Straßenplakate verkündigt, daß 20,000 Franzosen den Rhein überschritten hätten, um uns zu helfen. — In jener Zeit schickte Liedemann den Lieutenant Schade vom 2. Regiment (einen ehemaligen Kellner, zum Klub der Unversöhnlichen gehörend) als Parlamentär in's feindliche Hauptquartier und ließ um Blutegel für die Kranken bitten, welche am andern Tage prompt durch einen preussischen Parlamentär hereingeliefert wurden. Bei dieser Gelegenheit schickte Liedemann einen Brief an seine Eltern hinaus, welchen General von der Gröben besorgen ließ. Die Feldbesitzer erhielten die Erlaubniß, unter dem Schutze der Festungsgeschütze das reife Getreide zu schneiden, wovon umfassender Gebrauch gemacht wurde. Bei einer solchen Gelegenheit wurde von den Preußen ein Knecht erschossen. —

Zu meinen Studienfreunden gehörte ein Jude Namens Julius Rosenthal von Liedolsheim, der bei seinem Onkel, dem reichen Kornhändler Moses Rosenthal, freie Station hatte. Sein Quartier hatte er freilich unter den Hohlziegeln neben Michel dem Knecht, wo ich oft mit ihm Logarithmen rechnete und Gleichungen löste, oder vielmehr er mit mir, da er mir in der Algebra

überlegen war. In der freien Zeit befand er sich im Erdgeschosß zu den Füßen seiner schönen und geschiedten Kusine Zette und suchte ihr durch Vorlesen von Klassikern höhere Bildung beizubringen. Als etwa elfter Sohn eines gering bemittelten Rühjuden war er genöthigt, durch Privatunterricht sich einiges Taschengeld zu erwerben, das er aber zum größten Theil seiner „Flamme“, der Zette, widmete, indem er ihr Klassiker schenkte. Ich bekam dort Einblick in jüdisches Familienleben. Mein Freund Julius war damals Antisemit. Die Strenggläubigkeit seines Onkels Moses schien ihm im grellen Widerspruche zu stehen mit dessen Handlungsweise. Wenn Moses in der Stube auf- und abwandelnd seine Gebete murmelte und jeweils am Thürpfosten die Thora küßte, flüsterte mir Julius oft zu: „Siehst du ihn wieder, den Juden!“ Den lateinischen Ausruf: „o tempora, o mores“ wandelte Julius beharrlich um in: „o tempora, o Moses!“ Moses hatte als vorsichtiger Mann vor Schluß der Festung seine Damen fortspedirt und blieb bei seinen Korn- und Mehlvorräthen zurück, was er nicht wenig bereute. Er mußte das letzte Körnlein hergeben und bekam dafür papierene Gutscheine; ob er später baar Geld für diese erhielt, weiß ich nicht. Jedenfalls kam er zu seinem Schaden, da er später für die Preußen lieferte. Die langweilige Zeit der Belagerung brachte ich oft bei Rosenthal's zu, wo ein anderer Jude, David Löb, ein Schulkamerad von mir, viel zur Belebung der Unterhaltung beitrug. Dieser David, Sohn des Möbelhändlers und Geldver-

leihers Hirsch Löb, verdient schon einige Zeilen, da er auch während der Belagerung eine politische Rolle spielte, und sein Lebenslauf wirklich romantisch war.

David's Antlitz war mit dicken Sommersprossen, sein Schädel mit dichtem wolligem feuerrothem Haare geschmückt; er gehörte jenem Stamme Israels an, der sich durch einen penetranten Geruch unangenehm bemerklich macht. Von den Semiten unterschied er sich wesentlich durch den leichtsinnigen Gebrauch, welchen er von den zeitlichen Gütern machte. Als er ungefähr 18 Jahre alt war, wurde sein Vater trostloser Wittwer und verheirathete sich zum zweitenmale. Die schöne Stiefmutter war jedoch unserm David widerwärtig, der Vater gab ihm Geld zur Auswanderung nach Amerika. David kam damit nicht weiter als bis Paris, wo er sich, als das Geld verjubelt war, in die algerische Fremdenlegion anwerben ließ. Im Winter 1848/49 kam er aus Algier zurück, orangengelb und ausgetrocknet wie eine Hugel. Als Refraktär wurde er in's Militär gesteckt, wo er eß bald zum Unteroffizier bei den Scharfschützen brachte. Bei Heidelberg ließ er sich von den Preußen fangen, die ihn mit mehreren Kameraden freiließen unter der Bedingung, daß er nicht mehr bei den Aufständischen eintrete. Nach Rastatt zurückgekehrt, trat er alsbald wieder als Scharfschütze auf. Bei unseren Plaudereien im Rosenthal'schen Hause machte es ihm einen Hauptspañ, die Semitenängste des alten Moses noch zu vermehren. „Was gibt's Neu's, David?“ — „Was wird's geben, nichts gibt's; gestern haben wir alle Minen mit

Pulver gefüllt, damit wir, wenn's schief geht, die Festung in die Luft sprengen können." — „David, schwäz' mer nit so, du waast, i kann's nit leide!“ — Aber der David wiederholte am andern Tage wieder mit unbarmherziger Kälte, daß man die Festung lieber in die Luft sprengte, als den Preußen übergebe. Eines Morgens früh erschien David im Zivildanzug in meiner Wohnung und theilte mir mit, daß er nun im Auftrage Tiedemann's die Festung als Spion verlasse. Er werde sich auf Umwegen in's Elsaß begeben und dort bestimmt verabredete Raketen-signale geben. Er zeigte mir, wo er die Depeschen Tiedemann's in seinen Rock eingenäht hatte, und wies mir auch die schriftliche Weisung des Gouverneurs an die Niederbühler Thorwache, den Ueberbringer hinaus zu lassen. Ich begleitete denselben an das Niederbühler Thor. Unterwegs vertraute er mir an, es falle ihm nicht ein, in's Elsaß zu gehen. Die Geschichte sei ihm zu langweilig hier, er wolle nur hinaus, um zu seiner „Braut“ nach Bühl sich zu begeben. Auch fürchte er, es könne ihm schlecht gehen, wenn er nach der Uebergabe den Preußen in die Hände falle. Er zeigte mir einen Paß Festungsboten, die er den Preußen geben wolle, um sich genehm zu machen. „Laß du mich nur machen!“ — erwiderte er auf meine verschiedenen Bedenken. Als der Wachkommandant ihm wirklich das Thor geöffnet hatte, begab ich mich auf den Wall, um den weiteren Verlauf zu beobachten. Kaum bemerkten ihn die Kanoniere, als sie ihm „Halt!“ nachschrieten. David aber hielt nicht, sondern sprang wie

ein Windhund Niederbühl zu und zwar sehr vorsichtig im Zickzack, so daß er von den Karabinerkugeln, welche die Kanoniere ihm nachjagten, nicht getroffen wurde. Halbwegs schwenkte er ein weißes Taschentuch als Parlamentärflagge und kam wohlbehalten nach Niederbühl, wo aus dem ersten Hause eine preussische Wache herauskam und ihn in Empfang nahm. Am ersten Tage nach der Uebergabe war David wieder in Rastatt und erzählte mir seine Erlebnisse. Von Niederbühl wurde er in's Hauptquartier nach Kuppenheim geführt vor den Platzmajor, unglücklicher Weise derselbe Offizier, der ihn in Heidelberg freigelassen hatte und jetzt alsbald wieder erkannte; natürlich, wer den rothen David einmal gesehen, konnte ihn unter Tausenden wieder herauskennen. Die Verlegenheit dauerte jedoch nicht lange, da ihm badische Offiziere, „Geschäftsfreunde“ seines Vaters, zu Hilfe kamen. Diese gaben das Zeugniß, daß der junge Mann einer „guten“ Familie angehöre; David selbst überlieferte die Liedemann'schen Depeschen nebst Festungsboten, machte den Preußen schätzenswerthe Mittheilungen und wurde frei. — Ungefähr ein Jahr nachher sah ich in Freiburg, als ich gerade in's Universitätsgebäude eintreten wollte, vier preussische Soldaten, die einen Herrn als Gefangenen in ihrer Mitte führten; da solche Transporte damals nichts Seltenes waren, schenkte ich dem Zuge keine besondere Aufmerksamkeit, bis der Gefangene mit seinem Foulard mir winkte und meinen Namen rief; es war der rothe David Löß von Rastatt. Er war, wie ich später erfuhr, an der Rheingrenze als

Deserteur verhaftet worden, mußte eine Gefängnißstrafe verbüßen, nach welcher er wieder in den Waffenrock gesteckt wurde. Er hielt es aber nicht lange aus, sondern ging durch nach Amerika. Als ich später einmal den alten Hirsch Löß in Kastatt fragte, was sein David mache, gab er mir zur Antwort, er habe eben von demselben aus Amerika die Anzeige erhalten, daß er sich mit einer Dame aus Flehingen, einem wahren Engel, verheirathet habe, und daß er, Hirsch, bald Großvaterfreude erleben werde. „Krieg die Kränk mit deinem Flehinger Engel, die Großvaterfreuden können mir gestohlen werden!“ fügte der alte vielgeprüfte Hirsch Löß bei. —

Mein Freund Julius Rosenthal studirte in Heidelberg die Rechtswissenschaften und mußte dort vom Gnadensbrod der Glaubensgenossen leben; er hatte Kosttage. Als ich im Priesterseminar zu St. Peter war, besuchte er mich und theilte mir mit, daß er demnächst nach Amerika auswandern werde. Er hatte keine Angst vor dem Examen, er wäre höchst wahrscheinlich der erste geworden, aber er hatte kein Geld und hatte es satt, vom Almosen zu leben. Damals waren nämlich die Juden noch nicht emanzipirt, er hätte somit keine Anstellung erhalten können und Advokat werden müssen. Darauf hätte er sich aber einige Jahre als nicht bezahlter Volontär vorbereiten müssen. — Seine Jugendflamme Jette war unterdessen an einen Mainzer Kornhändler verheirathet worden. — Im Jahre 1864 trat in Lahr ein elegant gekleideter Herr mit schwarzem Voll-

bart und Glaskopf in mein Zimmer, es war Julius Rosenthal, den ich auf den ersten Blick nicht erkannt hatte. Die Sehnsucht nach der Heimath und nach den Freunden hatte ihn zu einem Besuche herausgetrieben. Er hatte im Anfange in Amerika sich als Hausirer herumgetrieben, theils um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, theils um die Sprache des Landes gründlich zu erlernen. Als er dann das juristische Examen bestanden hatte, fand er in Chicago Aufnahme bei „unserem“ Brentano, der dort die Advokatur betrieb. Als dieser bald nachher die Redaktion der Illinois-Staatszeitung übernahm, hatte Rosenthal das Geschäft allein, verheirathete sich und hatte sich bald eine geachtete Stellung erworben. Er legte eine große deutsche Bibliothek an und war der Mittelpunkt deutschen geistigen Lebens in Chicago. Er hatte die amerikanischen Verhältnisse lieb gewonnen und rühmte ihre Vorzüge vor den deutschen. Nach angestrenzter Tagesarbeit bringe man dort den Abend in der Familie zu, die Familien besuchen einander, das von den Deutschen so übermäßig gepflegte Wirthshausleben sei dort verachtet. Die politischen Kämpfe seien dort nicht so kleinlich, wie in Deutschland. Sobald die Wahlschlacht entschieden sei, bemerke man im sozialen Leben Nichts mehr von Gegensätzen. — Wir besuchten miteinander den Lehrer Stadtrechner Scholderer, den ehemaligen Festungskanonier. Beim Abschiede sagte Rosenthal zu diesem: „Wenn du einmal nach Amerika kommst, du weißt nun, wo ich bin.“ Als Scholderer erwiderte, er habe nichts in Amerika zu thun, bemerkte

ich scherzend, man solle Nichts verreden, man wisse nie, wie es noch gehe. Ich hatte damals keine Ahnung, daß Scholbarer einige Monate nachher infognito über den Ozean fahren würde. — Einige Jahre später berichteten die Blätter, daß ein großer Theil von Chicago ein Opfer der Flammen geworden und daß auch der geachtete deutsche Advokat Julius Rosenthal um seine Habe gekommen und namentlich seine reiche deutsche Bibliothek eingebüßt habe. Ich las nachher, daß deutsche Buchhändler ihm ihre Verlagswerke zum Geschenke machten, um wenigstens diesen Verlust zu ersetzen. —

Doch kehren wir nach diesen Episoden, die wenigstens für die Studiengenossen von Interesse sein dürften, in die belagerte Bundesfestung zurück. Ich kann nicht verzeichnen, was Tag für Tag sich ereignete, da ich damals kein Tagebuch führte, und beschränke mich darauf, hauptsächlich dasjenige mitzutheilen, was meinem Gedächtnisse sich besonders lebhaft eingeprägt hat. Wie schon bemerkt, theile ich besonders Interessantes, das mir nicht sonst bekannt wurde, aus Fickler's Schriftchen mit. Zu diesem gehört der folgende Brief, den Liedemann's Vater an unsern Gouverneur gerichtet und der durch einen Parlamentär demselben zugestellt worden war. Derselbe lautet:

Heidelberg, den 16. Juli 1849.

„Mein Sohn!

Mit wahrer Betrübniß, muß ich offen bekennen, habe ich Deine Zeilen vom 10. Juli erhalten, die mir leider die traurige Gewißheit brachten, daß Du Dich in Raustatt befindest. Bisher hielt mich das Vertrauen zu

Deiner Ehrenhaftigkeit und Besonnenheit ab, der in öffentlichen Blättern verbreiteten Nachricht, daß Du Kommandant von Rastatt seist, Glauben zu schenken. Sehr schmerzhaft hast Du mich aus dieser Täuschung gerissen.

Gleich bei Deiner Ankunft aus Griechenland, da gewissenlose und durch Wahnsinn verblendete Demokraten Dich und Deine militärischen Kenntnisse in der revolutionären Bewegung zu benutzen gedachten, habe ich Dich aufmerksam gemacht, daß es sich dabei nicht um die Aufrechthaltung und Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung und um die Erlangung der Einheit und Macht des theuren, deutschen Vaterlandes handle, es gelte vielmehr der Durchführung der rothen Republik. Im vorigen Jahre hattest Du den schändlichen Einflüsterungen des ehrgeizigen Hecker's kräftig widerstanden, — ich bestürmte Dich daher mit Bitten, auch jetzt Widerstand zu leisten, und Deinen Namen und Deine Ehre nicht durch Theilnahme an einer schlechten Sache zu beslecken.

Wenn meine Bitten und vorgebrachten Gründe Dich nicht überzeugt und auf dem rechten Wege zu erhalten vermochten, so wird die Bekanntmachung des kurzsichtigen Brentano, die ich zur Notiz beilege, Dir gewiß die Augen öffnen. Buben sind es, welche das große Unheil und die nie zu tilgende Schande über das schöne Baden gebracht haben. Du wirst nun die Ueberzeugung gewinnen, daß Du nicht im Bunde bist mit ehrenhaften Männern, sondern mit niederträchtigen, ehr-

süchtigen, geldgierigen, verblendeten Menschen, mit einer wahren Räuberbande und dem Auswurfe aller Nationen Europa's, eine schändliche und schlechte Sache vertheidigst.

Du gehörst zu den wenigen edlen Gemüthern, die in der neuesten Zeit durch den glänzenden Wunsch, dem deutschen Volke Einheit und Freiheit erringen zu helfen, vom rechten Wege abgelenkt und zum bedenklichsten Neussersten hingerissen sind. Das erkenne und bedenke! Ich beschwöre Dich nochmals, bei Allem was heilig ist, bei dem Glauben an Gott, dem Alles gerecht Vergeltenden, bei den Lehren von Christus, in denen Du erzogen bist, bei der Liebe zu Deinen armen Eltern und zum theuren Vaterlande, eine Sache zu verlassen, die dem Namen, den Du trägt, nur ewige Schande bereiten, und Dir unfehlbar den verdienten Tod eines Verbrechers zuziehen wird. — Habe Erbarmen mit Deinen alten Eltern, die vor dem Rande des Grabes stehen; schone Deine arme Frau und Dein Söhnchen, — und vor Allem gedenke Deiner guten, zärtlichen Mutter, die Deinen Tod nicht überleben wird. Hüte Dich, den Fluch der Mit- und Nachwelt und aller Mitmenschen auf Dich zu ziehen, deren Lebensglück Du zu zerstören begonnen hast. —

Mache einen Versuch, wenn Du es vermagst, die irregeleiteten und verblendeten Soldaten, welche ihren Fahneneid gebrochen und im Rausche ihre Fahnen in den Roth getreten haben, unter denen Tausende gefochten, geblutet und gesiegt und darunter auch Dein verstorbener Onkel, der brave Oberst v. Holzing, zur Be-

sinnung und Pflicht gegen das Vaterland zurückzuführen. Vertraue auf die Gnade des Großherzogs, in dessen Brust ein edles Herz schlägt. Die im Mai erschienene Amnestie des Großherzogs für die zu ihrer Pflicht zurückkehrenden Soldaten lege ich bei, theile sie ihnen mit. Da ganz Baden von den Reichstruppen besetzt ist, ist jeder Versuch, Rastatt zu vertheidigen, nicht nur vergeblich und tollkühn, sondern es ist selbst ein schändliches, ehrloses Beginnen. Bedenke, daß der Tod jedes in oder vor Rastatt fallenden Kriegers ein Mord ist und daß dieser Dir, als dem Kommandanten, zur Last fällt. Hüte Dich, Dein Gewissen zu belasten, es gibt ein Jenseits.

Du bist verwundet, siehe die Wunde als einen Wink der Vorsehung an, damit nicht andere schon gegossene Kugeln Deinem Leben ein ehrloses Ende machen. Solltest Du taub gegen die Bitten Deines alten Vaters sein und gegen das Flehen Deiner bekümmerten Mutter, Deines Weibes und Deines Söhnchens, nun dann kann ich nur beklagen, daß die Kugel, die Dich verwundet, Dir das Leben nicht geraubt hat. — Solltest Du durch Gottes Gnade erleuchtet, zur Einsicht kommen, daß Du auf falschen Wegen wandelst, und solltest Du, meinen Bitten Gehör gebend, so glücklich sein, den Kampf in Rastatt zu beendigen, dann hoffe ich und wünsche ich, daß Du Gnade finden mögest.

Verlasse alsdann Deutschland und Europa so schnell als möglich, und gehe zu Deinem durch Hecker verführten jüngsten Bruder nach Amerika. Die Mittel zur

Ueberfahrt werde ich Dir bei Deinem Onkel in Bremen anweisen. Ernähre Dich als fleißiger Landmann. Es ist der einzige Weg, der Dir im glücklichsten Falle übrig bleibt.

Nochmals beschwöre ich Dich, Dein Ohr nicht den Bitten und dem Rathe Deines alten Vaters und Deiner tiefbetrübten Mutter zu verschließen. Bedenke, daß alle die mannigfaltigen Widerwärtigkeiten, die Dich im Leben betroffen haben, vorzüglich daraus entsprungen, daß Du für guten Rath taub warst.

Von Dir hängt es ab, ob Dies die letzten Zeilen sind, die Du von der Hand Deines Vaters zu Gesicht bekommst.

Gott erleuchte Dich, das ist jetzt der einzige Wunsch, den Dein treuer Vater hegt.

(gez.) Tiedemann."

In der zweiten Hälfte des Monats Juli fingen die Lebensmittel an knapper zu werden. Daß der Kalbsbraten schon früher verschwunden, wie Fickler berichtet, wußte ich damals nicht, weil dieser nicht zu meinen täglichen Bedürfnissen gehörte und ich eigentlich vorherrschend, wenn auch nicht grundsätzlicher, so doch thatsächlicher Vegetarianer war; aber die Milch wurde seltener, das Weißbrod verschwand, das Schwarzbrod war, von ersticktem Mehle, säuerlich. Auch das Bier ging zu Ende, was zu der Hoffnung auf baldige Uebergabe berechtigte. General von der Gröben hatte unsern Gouverneur wiederholt durch Zusendung von Zeitungen von der Lage des Landes und der Hoffnungslosigkeit der

Vertheidigung unterrichtet, wovon jedoch keine Kunde in's Publikum drang. Nun machte er das Anerbieten, es sollten zwei Offiziere der Besatzung mit sicherem Geleite das Land bis Konstanz bereisen, um sich von den Verhältnissen durch Augenschein zu überzeugen. Dieses Anerbieten wurde angenommen und wurden Corbin und Major Lang, ein ehemaliger Feldwebel des 2. Regiments, zu diesem Zwecke aus der Festung entlassen. Während diese Herren auf der Reise waren, wurde nur selten geschossen, unter der Besatzung nahm aber die Insubordination immer mehr zu. Zahlreiche Ausreißereien fanden statt, das Rheinthor sei in einer Nacht offen gestanden, so daß die Preußen herein gekonnt hätten, wenn sie es gewußt oder auf einen Straßenkampf es hätten wollen ankommen lassen. In dieser Zeit wurde auch der Bahnhof in Brand gesteckt, wie Fidler sagt, durch die Preußen; ich hatte immer geglaubt, es sei durch die Belagerten geschehen, um den Preußen einen Hinterhalt zu nehmen.

Am 21. Juli kamen Corbin und Lang von ihrer Rekognoszirungsreise zurück und meldeten, daß „Alles aus“ sei. Die aufständische Armee hatte sich ergeben oder war in die Schweiz geflohen. Das ganze Land war von den Preußen besetzt. — Der Gouverneur bestellte auf folgenden Morgen einen Kriegsrath in's Schloß, bei dem außer den Offizieren von jeder Kompagnie zwei Gemeine und zwei Unteroffiziere erscheinen sollten. Weil ich wußte, daß von genauer Ordnung keine Rede war, begab ich mich auch in den großen

Türkenaal des Schlosses, in der Voraussetzung, daß ich als Gemeiner irgend einer Freischaar betrachtet würde. Und richtig, kein Mensch fragte nach Legitimation, es hatte Jeder Zutritt, der es gewagt hatte, zu erscheinen.

Liedemann erklärte, es sei nun Zeit, an die Uebergabe zu denken. Einige Tage könne man sich schon noch halten, obwohl es an Fleisch und Wein fehle, aber im Lande sei Alles vorüber. Zudem seien alle Bande des Gehorsams gelöst, heute Nacht hätten wieder zahlreiche Desertionen stattgefunden, das Rheinthor sei offen gestanden. Er habe nun genug. Nun trat der geschmeidige Corvin auf und erzählte, was er im Lande gesehen. Bis nach Konstanz sei dasselbe von den siegreichen Exekutionstruppen besetzt. Fernerer Widerstand wäre Unsinn. Nur ein Volkswwehrmann sprach sich gegen die Uebergabe aus, seine Aeußerungen wurden aber mit allgemeinem Murren aufgenommen. Die Versammlung beschloß:

- 1) Die Uebergabe sei im preussischen Lager anzutragen.
- 2) Sie habe an den Großherzog, als den Herrn des Landes, zu geschehen.
- 3) Günstige Bedingungen sollen Corvin und Lang zu erhalten suchen.
- 4) Der preussische Major Hinderlin sollte als Zeichen, daß die Besatzung mit der Uebergabe es aufrichtig meine, freigegeben werden.

Liedemann schickte an den General von der Gröben folgendes Schreiben:

Kastatt, den 22. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Kastatt

an

den Gr. K. v. d. Gröben, Command. General des
2. Korps der Rheinarmee u., Korpsquartier Kuppenheim.

Dem großen Kriegsrathe wurde soeben durch unsere
nach Freiburg und Konstanz Abgeordnete die Lage der
gegenwärtigen Verhältnisse klar dargestellt. Das Re-
sultat der Berathung war: daß man unter den obwal-
tenden Umständen zwar Willens sei, die Reichsfestung,
für welche man sie bis jetzt gehalten habe, zur Ver-
fügung des Reichs zu stellen; daß man aber die zu
unsern Gunsten sprechenden Thatsachen dazu benützen
müsse, über das Schicksal der Besatzung wenigstens klare
Bestimmungen zu erhalten.

Die Soldaten und Volkswehren fügten sich der im
Lande bestehenden und anerkannten Regierung und
suchten für die Reichsverfassung, welche sie noch unter
dem Großherzog beschworen hatten und welche von dem
größten Theil der deutschen Fürsten anerkannt wurde.

Der Großherzog hatte mit seinen Ministern das
Land verlassen und so die Soldaten gezwungen, der an
seine Stelle sich setzenden Regierung zu gehorchen. Die
Proklamationen des Großherzogs sind von ihnen fern
gehalten worden und ihnen eben so wenig zur Kenntniß
gekommen, wie das Anbieten von Verzeihung für alle
Die, welche sich bis zum 5. Juli dem Großherzoge wie-
der unterwerfen würden, da die Festung bereits seit dem

Ende des vorigen Monats so eng zernirt war, daß kein Blatt hineingelangen konnte.

Die sich in der Festung befindenden Fremden boten der in Baden allgemein anerkannten Regierung ihre Dienste zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung an. Ihre Dienste wurden angenommen und sie stehen in einer Kategorie mit den Truppen.

Die ganze Besatzung, für eine loyale Sache fechtend, glaubt vollkommen in ihrem Rechte gehandelt zu haben, und verwahrt sich daher gegen den Titel Rebellen und die gegen solche gebräuchliche Behandlung. Jetzt, da die provisorische Regierung sich aufgelöst hat, was die Besatzung erst seit heute Morgen weiß, und der Großherzog sein Recht auf die Regierung fernerhin behauptet — was er durch sein Verlassen des Staats aufzugeben schien, — so steht die Besatzung keinen Augenblick an, sich ihrem rechtmäßigen Fürsten zu unterwerfen, und stünde er mit einem Baden'schen Heere vor dem Thore, so würde die Besatzung ihm ohne alles Mißtrauen entgegen ziehen. Die Zusicherungen von milder Behandlung aber, die uns von dem Anführer der königlich preussischen Truppen gemacht werden, sind nicht ganz geeignet, die Besatzung zu beruhigen, wenn sie nicht etwas bestimmter gefaßt werden. Da die Besatzung die Festung noch hat, da sie dieselbe noch mehrere Wochen halten kann, während welcher bei dieser bewegten Zeit Ereignisse in den Nachbarländern möglich sind, die den Entschluß zur Folge haben könnten; da ferner durch die sofortige Uebergabe dem Reich große Ausgaben und

Schaden erspart werden: so glaubt die Besatzung, daß es wenigstens billig sei, ihre Wünsche zu berücksichtigen: daß nämlich alle Theile der Besatzung, Soldaten, Volkswehren und Fremde, gleichmäßig behandelt werden möchten, oder daß man den letzteren freien Abzug nach Frankreich oder der Schweiz bewillige.

Um indessen zu zeigen, daß die Besatzung gern auf dem Wege des Vertrauens entgegen kommt, so ist beschlossen worden, daß der gefangene königlich preussische Major des Generalstabes Hinderlin zugleich mit diesem Briefe in das preussische Korpsquartier geschickt werden soll.

(L. S.)

(gez.) G. N. Tiedemann.

Oberst.

Darauf gab von der Gröben folgende Antwort:

„Preußen kämpft nicht für sich, sondern für Deutschlands Einheit, für seine wahre Freiheit. Zunächst in Baden für Se. Königl. Hoh. den Großherzog von Baden.

Wenn die Besatzung sich den vor Rastatt stehenden preussischen Truppen ergibt, so ergibt sie sich ihrem rechtmäßigen Landesherren.

Die Uebergabe erfolgt aber dann nur auf Gnade und Ungnade.

Auf besonders zu bewilligende Bedingungen kann nicht eingegangen werden. Ich werde mich jedoch dahin verwenden, daß der Besatzung alle diejenige Rücksicht zu Theil werde, welche die Umstände gestatten.

Im Lager vor Ruppenheim, 22. Juli 1849, um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Der kommandirende General,

(gez.) Gr. v. d. Gröben.“

Am Abend wurde in Rastatt folgende Proklamation angeschlagen:

„Kameraden! Mitbürger! Morgen früh 8 Uhr wird der große Kriegsrath in dem Lokal, wo er heute versammelt war, von Neuem berufen, um die Antwort, welche uns vom preußischen Lager geworden ist, mitgetheilt zu erhalten. Ich erwarte erforderlichen Ernst und keinerlei Exzesse, damit wir am Ende unsere edle Sache nicht besudeln mit Vergehen und Verbrechen. Die Preußen haben um einen Kübel Eis gebeten, welcher ihnen durch einen Unteroffizier übersandt werden wird.

Der Gouverneur:

G. N. Tiedemann, Oberst.

Am 23. Juli, Morgens 8 Uhr, war ich wieder im großen Saale des Schlosses beim „Kriegsrath“. Corvintug vor, von der Gröben bestehe darauf, daß die Uebergabe auf Gnade und Ungnade geschehe. Von Bedingungen könne keine Rede sein. Das klinge zwar hart, werde aber in der That nicht so schlimm werden. „Wir Offiziere werden zwar nicht so leicht davon kommen“, aber die Mannschaften sollten sich verlassen auf die Humanität der Königl. preußischen Truppen und vorzüglich auf die Milde des Großherzogs. — Ich hätte dem mir vorher so widerwärtigen Manne auf diese Rede hin eine Batschhand geben mögen, obwohl ich mir dachte, daß vorzüglich der Selbsterhaltungstrieb sie ihm eingegeben. Tiedemann warf seinen Säbel auf den Tisch des Vorsitzenden, mit der Bemerkung, es möge bei dieser Besatzung Gouverneur sein, wer wolle. Heute Nacht

hätten wieder viele Ausreißereien stattgefunden. Eine Lünette sei von der ganzen Besatzung verlassen worden. — Der Kriegsrath beschloß, Corbin und Biedenfeld in's preußische Hauptquartier zu schicken. Dieselben erhielten noch den besonderen Auftrag, dahin zu wirken, daß die Offiziere ihre Pferde und ihr Gepäck mitnehmen dürfen; ein Beweis, in welchen Selbsttäuschungen man sich wiegte. Um 10 Uhr schon begaben sich dieselben nach Kuppenheim mit folgenden Schreiben Tiedemanns:

Rastatt, den 23. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.

Vollmacht.

Der Oberst v. Biedenfeld, Kommandeur des dritten Regiments, und Oberst-Lt. und Chef des Generalstabes Otto v. Corbin-Wiersbitzky, erhält hiermit von mir und der gesammten Besatzung die Vollmacht, wegen der Uebergabe der Reichsfestung Rastatt, nach den ihm ertheilten mündlichen Instruktionen, mit dem Befehlshaber des Belagerungsheeres zu unterhandeln und definitiv abzuschließen.

Der Gouverneur:

(gez.) G. N. Tiedemann.

Oberst.

Rastatt, den 23. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

den Herrn Grafen v. d. Gröben &c.

In Beantwortung Ihres Gestrigen, in untenstehendem Betreffe, theile ich Ihnen den Beschluß der Be-

satzung von Rastatt mit, welcher dahin lautet, sich Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog zu ergeben, und spreche ich die feste Ueberzeugung aus, daß die in unsern Reihen sich befindenden Fremden billiger und gerechter Weise betrachtet und behandelt werden möchten als solche, welche einer von einem ganzen Lande anerkannten Regierung ihre Dienste anboten, und durch sie bedienstet, ja daß dieselben durch öffentliche Blätter aufgefordert wurden; auch befindet sich meines Wissens keiner der Rädelshführer der Bewegung in unserer Mitte.

Ihre Gefangenen wurden entlassen.

Der Gouverneur:

(L. S.)

(gez.) G. N. Liebemann,
Oberst.

Obwohl nun der entscheidende Schritt geschehen, befand sich die Einwohnerschaft doch in einem unheimlichen Zustande. Wer bürgte dafür, daß von der Besatzung nicht noch eine That der Verzweiflung verübt wurde? Die Soldaten vertilgten, was an Wein noch aufzutreiben war, und man begegnete am Vormittage schon vielen Betrunknen. Es konnte noch zu Plünderung und Straßenkampf kommen. Glücklicherweise waren solche Befürchtungen vergeblich. Nachmittags nach 1 Uhr rasselte der Generalmarsch zum letzten Mal durch die Straßen. Er rief die Mannschaften und den Kriegsrath zusammen, dem ich wieder anwohnte. Corvin und Biedenfeld waren zurückgekehrt. Es wurde folgende Kapitulation verlesen:

Verhandelt im Lager zu Niederbühl, den 23. Juli 1849.

Es erschienen unter heutigem Dato als Abgesandte der Besatzung der Festung Rastatt die in den beiliegenden Dokumenten als Oberst v. Biedenfeld und Oberstlieutenant Otto v. Corvin-Wiersbitzky Bezeichneten, mit Vollmacht ausgerüstet, um über die Uebergabe der Festung Rastatt zu unterhandeln. —

Als Bedingungen wurden festgesetzt:

- 1) Die Besatzung unterwirft sich auf Gnade und Ungnade Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden, und ergibt sich den vor der Festung stehenden preussischen Truppen. Sie nimmt dabei die Gnade Seiner Königlichen Hoheit in Anspruch, die andern Truppen unter ähnlichen Verhältnissen bewilligt sein soll. Eine feste Zusage kann der kommandirende General des 2. Armeekorps nicht geben, wird aber seine gestern gegebene Verheißung zu erfüllen bemüht sein.
- 2) Heute Nachmittag um 3 Uhr wird das Fort C den preussischen Truppen übergeben, welche zum Ottersdorfer Thor einrücken, und von einem Offizier der Besatzung werden geführt werden — dieser Offizier meldet sich schon in Rheinau bei dem Oberst v. Rommel.
- 3) Die Besatzung rückt in 3 Kolonnen heute um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr und zwar möglichst gleichmäßig vertheilt, aus; voran die Artillerie, dann Linie, dann

Volkswehr — die Kavallerie zu Fuß (unter Zurücklassung der Pferde).

- 4) Auf dem Glacis werden sämtliche Waffen abgelegt, das Gepäck der Offiziere wird auf Wagen aus der Festung, unter preussischer Bedeckung, nachgeführt. Die höheren Führer können zu Pferde sein.
- 5) Der Kommandant übergibt einem preussischen Offizier, welcher um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr als Parlamentär sich bei der Festung ankündigt, das Verzeichniß sämtlicher vorhandenen Truppentheile, nach Waffen geordnet, sämtlicher Geschütze, Gewehre, Munition, Provision, Pläne und alles Dessen, was zur Ausrüstung der Festung gehört.
- 6) Die preussischen Truppen werden am Iffezheimer Walde, um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, bei Niederbühl und an der Karlsruher Straße im Nieder-Rastatter-Walde stehen und die Besatzung daselbst in Empfang nehmen.
- 7) Die Bürgerwehr legt heute um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr Mittag auf dem Rathhaus die Waffen ab.

Im Auftrag des kommandirenden Generals des 2. Korps der Rheinarmee, Generalleutenants Grafen v. d. Gröben.

(gez.) v. Alvensleben,
Major im Generalstabe.

(gez.) v. Biedenfeld, (gez.) Corvin-Wiersbitzky,
Oberst. Oberstlieutenant.

Diese Kapitulation wurde stillschweigend angenommen. Es wurde noch ermahnt, alsbald alle Gewehre zu entladen; ein einziger Schuß beim Einmarsch der Preußen könnte das größte Unglück über die Stadt bringen. Ich wunderte mich, daß diese Kapitulation vollständig widerspruchslos angenommen wurde, war aber innerlich hoch erfreut darüber. Freilich, es durfte ja das Gepäc der Offiziere mitgeführt werden, die höheren Offiziere durften ihre Pferde mitnehmen! Die guten Leute bildeten sich ein, sie legten einfach auf den Glaciß die Waffen ab und gingen dann ihre Wege. Hörte ich doch, wie die Freiburger Studenten einander auf den Abend in den „Gramm“ bestellten und die Karlsruher im „Hack“ sich treffen wollten. Sie glaubten offenbar, es stünden Extrazüge für sie bereit. Ich hütete mich wohl, als ich von verschiedenen Bekannten mich verabschiedete, diese Illusionen zu stören. Zu Hause angekommen, schoß ich meine Pistole ab und einen Karabiner, den ein bei uns einquartierter badischer Soldat zum späteren Abholen zurückgelassen und den er von den Preußen erbeutet haben wollte.

Uebergabe und preussischer Kriegszustand.

Auf Abends 5 1/2 Uhr war der Abzug der Besatzung festgesetzt. Ich begab mich um diese Zeit an das Niederbühler Thor, weil dort die Festungsartillerie, unter welcher ich viele Bekannte hatte, abmarschiren sollte. Das Thor war schon von Preußen besetzt, die etwa fünf Schritte von einander entfernt, auf beiden Seiten mit gespannten Fahnen eine Kette bildeten. Die gefährlichen Kanoniere mußten zuerst abmarschiren. In einem langen Gliede zu zwei und zwei rückten sie an, viele betrunken, die meisten rauchend. Der erste, der an der ersten preussischen Wache mit der Zigarre im Mund vorüberging, erhielt von dieser einen Faustschlag mit dem Ausrufe: „ihr Schweinehunde wollt rauchen vor königlich preussischen Truppen!“ Als ich wiederholt diese Exekution beobachtet hatte, sprang ich zurück und beschwor die Kanoniere, sie möchten ihre Zigarre oder Pfeife aus dem Munde nehmen, ansonst sie gehauen würden. Meine bringende Mahnung nützte wenig, weßhalb noch Viele Ohrfeigen und Kolbenstöße erhielten. Wenn die Kanoniere das vorher gewußt hätten! Nach der Artillerie

rückte das dritte Regiment an mit klingendem Spiele, was ich als simpler Studiosus sonderbar fand. Biedenfeld war geschmückt mit einer ganzen Reihe von Orden und hatte die Pfeife im Mund, wie er das auch im Gefechte geübt hatte. Auf der Brücke sprengte ein junger preussischer Offizier auf ihn zu und herrschte ihn an, die Musik schweigen zu lassen. Biedenfeld erwiderte: „noch bin ich Kommandant dieses Regiments“. Der junge Preusse legte seine Hand an den Säbelgriff und schrie: „wollen Sie die Musik schweigen lassen?!“ Biedenfeld gebot der Musik, zu schweigen. Damit war er aber noch nicht erlöst. Der junge Preusse verlangte noch gebieterisch, daß Biedenfeld seine Pfeife entferne, weil es sich nicht zieme, vor Königl. Preuß. Truppen zu rauchen. Nach einigem Sträuben verstand sich der alte Biedenfeld auch dazu. Ich hatte nun schon einen kleinen Vorgeschmack von der „Humanität“ der Königl. Preuß. Truppen. Kaum war das dritte Regiment draußen, rückte ein preussisches Landwehrcbataillon herein und stellte sich in der Nähe des Thores auf. Ein rothbärtiger Feldwebel bat mich in höflichem Tone, ich möchte doch für die Mannschaften Wasser holen. Ich eilte in die dort einsam stehende „obere Mühle“, requirirte Kübel und Hasen und trug bald einen Kübel voll klaren kühlen Brunnenwassers vor die Front. Als ich mich entfernen wollte, bekam ich keinen Dank für meinen Samariterdienst, sondern der vorher so höfliche Rothbärtige herrschte mich an: „Halt, Freischärler, sauf zuerst, es könnt' Gift drinn sind!“ — Und so „soff“ ich

zuerst. Die Preußen waren offenbar der Meinung, jede Mannsperſon in Raſtatt ſei ein blutdürſtiger Freißchärler. Ich war tief verſtimmt, daß ich loyaler Menſch von dieſen Preußen, die ich ſo ſehnfüchtig erwartet hatte, ſogar für einen Giftmiſcher gehalten wurde. Ich zog mich zurück an die Mühle und ſtellte mir vor, wie es, nach ſolchen Vorgängen zu ſchließen, unſeren Leuten draußen auf den Glaciß nun ergehen möge. Aus dieſen Träumereien wurde ich aufgeſchreckt durch einen berittenen Offizier, der mich alſo anherrſchte: „Will Er mich grüßen, Er treuloſer Hund! Wart' Kanaille, Euch werden wir lehren!“ Im nämlichen Momente ritt ſein Begleiter, ein blauer Huſar, auf mich zu, um mit der Säbelscheide mir Einß zu verſetzen. Schnell mein Köppchen herabreißennd eilte ich in die Mühle, wo ich vor ſolch' preußiſchem Anſtandsunterricht ſicher war. Ich erfuhr erſt nachher, wem ich dieſe Lektion eigentlich zu verdanken hatte. Neben und hinter mir war ein Raſtatter Philifter geſtanden, der, von mir gar nicht bemerkt, vor dem Offizier ein purzelbaumähnliches Kompliment gemacht hatte. Dieſer Kontrast mußte dem hohen Herrn auffallen, und es iſt leicht erklärlich, daß er meine Unbeweglichkeit für ein Zeichen freißchärleriſcher Verſtocktheit hielt. Wenn ich ihn übrigens auch bemerkt hätte, hätte ich ihn doch nicht gegrüßt, weil er nur ſilberne Epauletten hatte, während die badiſchen Generale mit goldenen Epauletten geſchmückt waren. Für einen General hätte ich ihn alſo nicht gehalten und alle anderen Offiziere zu grüßen, wäre in einem ſolchen Waffen-

plaze doch eine starke Zumuthung gewesen. Sie wurde aber gemacht, diese starke Zumuthung. In den ersten Tagen wurden manchen Herren von einfachen Lieutenants die Hüte vom Kopf geschlagen, weil sie nicht gegrüßt hatten. Ich grüßte künftig jeden Offizier, dem ich nicht ausweichen konnte. Wo ich dies konnte, that ich es, wenigstens vertiefte ich mich in ein Schaufenster, bis die Herren vorüber waren. Den „treulosen Hund“ habe ich nicht vergessen. Der Hund muß den preußischen Militärs bei ihren Schimpfereien oft aushelfen. „Schweinehund“, „Himmelhund“ und „Millionenhund“ habe ich öfters aus dem Munde preußischer Militärvorgesetzter gehört. Auch das Rauchen vor Königlich Preußischen Truppen war damals stark verpönt. Wenn man an einer Schildwache mit einer Zigarre im Mund vorüber ging, ertönte ein kräftiges „Zigarre heraus!“ Jetzt ist das auch anders geworden. —

Nachdem ich diese ersten Begegnungen mit den preußischen Truppen überstanden hatte, eilte ich nach Hause, wo eben der Ausscheller verkündigte, alle Waffen mußten sogleich abgeliefert werden. Meine Pistole gönnte ich den Preußen nicht und brachte sie in sichern Versteck; mit dem Karabiner begab ich mich auf den Weg zum Rathhause. Wiederholt wurde ich von mir begegnenden Preußen angerufen: „Halt Freischärler, wohin mit dem Gewehr?“ Nachdem ich befriedigende Antwort gegeben, durfte ich passiren, „Freischärler“ wurde ich an selbigem Abend noch oft titulirt und immer per „Du“. Als ich vom Rathhause herunterkam, riefen mir einige Küras-

siere zu: „Komm mal her Freischärler, zeig' uns unsere Quartiere!“ Dem Befehle leistete ich pünktlich Folge. Die Straßen wimmelten von Soldaten aller Waffengattungen. Dazwischen hinein vernahm man das schrille Pfeifen der Spielleute, das zwar zum taktmäßigen Marschiren sehr zweckmäßig sein soll, aber nichts weniger als schön ist. Von der Ferne gehört, hat es den Charakter des Wilden.

Die Aufständischen wurden, nachdem sie auf den Glacis die Waffen abgelegt hatten, wieder in die Festung hereingeführt. In langen Zügen, zu zwei und zwei, marschirten sie wieder herein, geleitet auf beiden Seiten von preußischen Infanteristen, die mit gespanntem Hahnen in Zwischenräumen von etwa 10 Schritten sie bewachten. Es war gefährlich, sich zu nahen. Wer in den Wurf kam, wurde mitgenommen. Schmiedemeister Hördt, der in seinen leinenen Feuerwehkleidern vor seinem Hause einen solchen Zug beschaute, wurde von einem Preußen, der ihn für einen Freischärler hielt, unter die Gefangenen geschoben und mitgenommen. Es dauerte ungefähr acht Tage, bis seine Angehörigen ihn ausfindig gemacht und befreien konnten. Die Gefangenen wurden in den Kasematten untergebracht, deren wenigste damals vollendet waren; die meisten waren feucht und noch nicht mit hölzernen Fußböden und Fenstern versehen. In manche Kasematte wurden so viel Mann hineingeschoben, daß man noch knapp die Thüre schließen konnte. Die Gefangenen standen so dicht bei einander, daß keiner umfallen konnte; vom Liegen konnte daher keine Rede sein. Erst nach

einigen Tagen kam Ordnung in diese Verhältnisse. — Am andern Vormittag sah ich in der Vorstadt Dörfle einige Trupp Gefangene, welche unter militärischer Begleitung an den Brunnen Wasser holten. Sie riefen die Vorübergehenden an, ihnen doch „um Gottes Willen“ etwas zum Essen zu bringen, sie müßten sonst verschmachten. Wie leicht begreiflich, war für die Gefangenen in keiner Weise gesorgt worden. Die Besatzung, welche allein einige Vorkehr hätte treffen können, hatte ja glücklicherweise keine Ahnung davon gehabt, daß sie in die Kasematten eingesperrt werden sollte; die Preußen hatten vollauf für sich selbst zu thun. Der Nothschrei der Gefangenen verbreitete sich mit Windeseile durch die Stadt. Und da war es nun wirklich rührend, die Hilfsbereitschaft der Raftatter Einwohner zu sehen. Obwohl fast alle Häuser voll Einquartierung lagen, fand gegen Mittag doch eine wahre Völkerwanderung nach den Kasematten statt, um den Gefangenen Speise und Getränke zu bringen. Manche von diesen hatten volle 24 Stunden Nichts genossen gehabt; nach den Genüssen und Aufregungen des vorigen Tages wurden sie am meisten vom Durste gepeinigt. Ich hatte bald auskundschaftet, wo die Festungsartillerie sich befand und beobachtete meinen Freund Scholderer. Als ich zum ersten Male an die Thüre seiner Kasematte kam, griffen so viele Hände zur oberen vergitterten Lichtöffnung heraus, als Platz hatten, und packten das Dargebotene krampfhaft wie eine Weißzange. Ein Bündel Zigarren, das ich reichte, wurde in Atome zerdrückt. Diese freiwillige

Verpflegung der Gefangenen dauerte mehrere Tage. Dann wurde das Essen für dieselben in den Kasernen bereitet und auf Kollwagen in großen Zubern zu den Kasematten geführt, wo die Gefangenen in kleinen Abtheilungen abg gespeist wurden. Da für eine Kasematte nur etwa 12 Blechschüsseln mit Löffel vorhanden waren, kam das nämliche Geschirr ungereinigt mehrmal in Gebrauch, was bei den zivilisirteren Elementen hie und da ein Würgen verursachte, je nach der Beschaffenheit des Vordermanns. Auch nachdem die Verpflegung geregelt war, besuchte ich Scholderer öfter, brachte ihm Wasche, Tabak und verstohlener Weise auch Fleisch und Wein, je nach der Beschaffenheit des wachhabenden Unteroffiziers. Im Allgemeinen waren die Preußen gegen die Gefangenen human, und die Wachen drückten gern ein Auge zu, wenn man denselben etwas zusteckte. Ich trug in der Regel ein Täschchen voll Zigarren bei mir, deren man vier für einen Kreuzer kaufte, und präsentirte sie den Soldaten, die sie gerne annahmen. Nur ein wachhabender Unteroffizier fuhr mich einmal an: „Herr, wat glooben Sie!“ Als ich ihm jedoch begreiflich machte, daß es mir nicht einfalle, einen königl. preuß. Unteroffizier bestechen zu wollen, nahm er auf mein Drängen nicht bloß eine, sondern meinen ganzen Vorrath von „Freundschaftszigarren“ und zeigte sich sehr erkenntlich. Nachdem er Scholderer herausgerufen hatte, entfernte er sich einige Schritte und drehte uns den Rücken, so daß ich ganz ungestört Scholderer meine Mittheilungen machen konnte. Als die Standgerichte in Thätig-

keit waren, korrespondirte ich mit Scholberer mittelst Tabakpäckchen, in welche ich meine Briefe einsiegelte und durch welche ich ihn auf dem Laufenden erhielt. Von ihm habe ich später manche interessante Einzelheit über das Kasemattenleben der Gefangenen erfahren. In jede Kasematte wurde von den Preußen eine Bibel gelegt, die allerdings bei diesen bunt zusammengewürfelten Massen schlecht am Platze war. Eines Tages entdeckte ein die Kasematte Scholberers inspizirender Offizier, daß aus der Bibel mehrere Blätter herausgerissen waren, die, wie der Offizier schon wußte, zu einem sehr untergeordneten unnennbaren Zwecke verwendet worden waren. Da die Thäter nicht gestanden und auch Niemand sie anzeigte, wurden sämtliche Insassen der Kasematte auf die Bank gelegt und abgeprügelt. —

Als am zweiten Tage nach der Uebergabe Wittwe B. mich ersuchte, ihre Kinder in Selz abzuholen, begab ich mich zum Stadtkommandanten, dem Major von Welzien, der im Bankier Maier'schen Hause Quartier genommen hatte, um einen Passirschein zu holen, ohne welchen Niemand die Festung verlassen durfte. Dieser Herr von Welzien war der Typus eines Altpreußen, wie er im Buche steht, das leibhaftige Ebenbild jenes preuß. Hauptmanns, der in Hackländer's „Soldatenleben und Frieden“ auch im Bilbe verherrlicht ist: lange hagere Figur mit röthlichem Schnauz- und Backenbarte und großen rollenden Augen. Während ich mein Anliegen vortrug, musterte mich der lange Herr von oben herab und brach dann in schrillum Pom-

merntone in die Worte aus: „Na, wird wohl auch so ein Freischärler sind!“ Als ich nun seinen Hausherrn zum Zeugen meiner Loyalität anrief, befahl er seinem Schreiber, mir einen Passirschein auszustellen, der mit meinem Signalement versehen war und auf acht Tage lautete. Ich will hier gleich erwähnen, welchen Mißbrauch ich mit diesem Passirschein getrieben habe, der mich nicht reut und mir auch wegen Verjährung gesetzlich nicht mehr angerechnet werden kann. Mein Freund Rosenthal theilte mir nämlich in jenen Tagen mit, ein jüdischer Freischärler, der Handlungsbesessene Kohn aus Königsberg, sei in argen Judenängsten. Derselbe war bei der Schweizerlegion gewesen und wählte bei der Uebergabe den sicherern Theil, er übergab sich nicht, sondern blieb in der Festung, weil er sich vor der Humanität seiner Landsleute fürchtete. Der Spezereikrämer Sch. nahm ihn aus Mitleid als Ladendiener auf.

Als aber wiederholt verkündigt wurde, daß Jeder, der einen Freischärler beherberge, standrechtlich behandelt werde, beschwor Sch. den Königsberger, er möge ihn und seine Familie nicht unglücklich machen und sein Haus verlassen. Kohn trieb sich nun mehrere Tage unangefochten in den Straßen herum, besuchte seine Glaubensgenossen, die ihm Nahrung und auch Geld gaben, aber nicht um Alles in der Welt über Nacht behielten. Die Nächte brachte er in Gärten zu. Ich verstand mich dazu, dem Kohn, dessen Figur nicht zu sehr mit meinem Signalement im Widerspruche stand, meinen Passirschein zu geben, unter der Bedingung, daß David Löß, der

auch einen Schein hatte, ihn bis zum Bahnhofe begleite und mir meinen Schein zurückbringe. So kam der arme Kohn glücklich hinaus und schrieb später aus Kolmar, daß er unangefochten über die Grenze gekommen. Von David erfuhr ich, daß die preußische Thorwache den Passirschein nicht strenge geprüft habe; dieselbe habe allem Anschein nach ihr Hauptaugenmerk auf den preußischen Adler gerichtet. Man sagte, es hätten viele preußische Soldaten nicht lesen können und deshalb nur auf den gestempelten Adler geschaut. —

Noch einem andern Preußen half ich mit meinem Passirscheine aus der Festung, und habe demselben höchst wahrscheinlich das Leben gerettet. Eine Nachbarin sagte mir, sie habe schon mehrere Tage einen preußischen Freischärler auf dem Speicher versteckt, aber das gehe nun nicht länger. Derselbe war als preußischer Artillerie-Unteroffizier desertirt und hatte sich der Pfälzer Legion angeschlossen. Als er nach der Uebergabe mit seinen Kameraden wieder hereingeführt wurde, fielen ihm wahrscheinlich die preußischen Kriegsartikel ein und er bekam schlimme Ahnungen. In der Kapellenstraße entsprang er der Reihe in das enge Klostersgäßchen, wo er im Zickzack sich bewegte, so daß keine der nachgesandten Kugeln ihn traf. Die Wachen konnten ihn natürlich nicht verfolgen, weil sonst die ganze Reihe sich hätte auflösen können. So kam er wohlbehalten ins Dörfel. Dieser Mann paßte nun durchaus nicht zu meinem Signalement, aber dennoch gab ich ihm meinen Schein, im Vertrauen auf die schon bekannte Praxis der Wachen.

Die Familien, welche Landwirthschaft trieben, bekamen durchweg Passirscheine, um ihre Feldfrüchte einzuheimsen. Der Preuße zog bäuerliche Kleider an, nahm eine Hacke auf die Schulter, die Frau begleitete ihn mit einem Korbe, in welchem dessen Kleider verborgen waren, bis Niederbühl, wo der Flüchtling in einem Hause seinen Anzug wechselte. Die Nachbarin brachte mir meinen Schein wieder zurück. Von diesem Flüchtling hörte ich nichts mehr. An die Stelle des Widerwillens gegen die Aufständischen war damals durchweg das Mitleid getreten. —

Einige Tage nach der Uebergabe begegnete mir Professor Fickler und forderte mich auf, ich solle zum Lyzeumsdirektor, der heute wieder angekommen, gehen, und denselben ersuchen, er möge sich für die in den Kasematten befindlichen Lyzeisten verwenden. Am andern Vormittag unternahm ich mich der Erledigung dieser Kommission. Scharpf saß auf einem Sopha, bloß mit Hosen und Hemd bekleidet. Meinen Gruß erwiderte er nicht, sondern stierte längere Zeit vor sich hin. Nach dieser Kunstpause erhob er sein Haupt und fragte: „Leben Sie noch?“ — „Ja wohl, Herr Hofrath!“ — „So, das freut mich; ich lebe nur noch halber. Was ich ausgestanden habe, davon haben Sie keine Vorstellung.“ — Und nun erzählte er mir seine Erlebnisse seit seiner Abreise von Kastatt. Am ersten Tag sei er bis Wilferdingen gereist, wo er übernachtete, am andern Tag nach Wilbbad, wo er die ganze Zeit geblieben. Da habe er Entsetzliches ausgestanden, keine Zeitungen

Bekommen, sei in gräßlicher Ungewißheit gewesen; einmal habe ein Kohlenbrenner die Mittheilung gemacht: „da drüben wird geschossen.“ Nachdem der Direktor mir seine Qualen ausführlich geschildert, eröffnete ich ihm den Zweck meines Besuchs. Da fuhr der gebrochene Mann elastisch auf, trat vor mich hin und rief: „wie, von meinen Lyzeisten sind in den Kasematten? Was haben sie denn angestellt?“ — „Herr Hofrath, sie waren bei der Festungsartillerie.“ — „Mein Gott, bei der Festungsartillerie!! Ja, wer hieß denn die Unglücklichen zu dieser anrühigen Waffengattung gehen? Da kann ich nichts thun!“ —

Ich war zu feig, ihn daran zu erinnern, daß gerade er ihren Eintritt zur Artillerie auf's Freudigste begrüßt hatte; von Ekel erfüllt über diese Charakterlosigkeit, empfahl ich mich und machte alsbald dem Professor Fickler Mittheilung über dieses Ergebnis der Audienz. Dieser versprach, nun selbst die nöthigen Schritte thun zu wollen. Nach einigen Tagen wurden die Studenten entlassen, nachdem der Stadtkommandant, Major Welzien, sie noch mit einer Standrede übergossen hatte. Er könne sie todt schießen lassen, sagte der gutmüthige Polterer, aber er habe Mitleid mit ihrer Jugend und ihren Eltern; sie seien schlecht erzogen, die Schulen in Baden taugten nichts, kein Wunder, daß es in diesem gottgesegneten Lande so weit gekommen sei. Wenn ihm aber nochmal Einer unter die Finger komme, der werde ohne Gnade erschossen. — Nach einigen Tagen begann der Unterricht am Lyzeum wieder. Es bestanden damals in Rastatt

zwei Studentenverbindungen, sog. Korps, welche sich die Namen alter Völkerstämme beilegten und durch farbige Bänder und Mützen sich auszeichneten. Die „Memannen“ trugen rothe, die „Markomannen“ weiße Mützen. Natürlich mußten diese alsbald wieder ihre wichtige Korpssthätigkeit beginnen. An einem schönen Vormittag zwischen 11 und 12 Uhr machte im Gasthause zu den drei Königen ein preußischer Offizier die Wahrnehmung, daß mehrere junge Leute mit rothen Mützen in ein benachbartes Haus sich begaben. Nichts Gutes witternd, schickte er auf die Hauptwache und bald erschienen vier Bewaffnete, welche das rothe Nest aus hoben. Zum Stadtkommandanten geführt, erklärten die Gefangenen, sie seien nichts weniger als republikanische Verschwörer, sondern unschuldige Memannen, die durch rothe Mützen von den Markomannen sich unterscheiden. Mit einer scharfen Strafpredigt wurden sie entlassen.

Am andern Morgen betrat unser Direktor tief bewegt das Klassenzimmer. Wie um seine Aufregung niederzukämpfen, schritt er einigemal schwer athmend schweisgsam vor der Front auf und ab. „Was machen Sie mir für Sachen!“ brach er endlich los; „warum laufen Sie in rothen Mützen herum? Ich muß ja die Suppe ausessen! Ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie mir das nicht mehr!“ —

Wir hatten unsere stille Schadenfreude über die Suppe, welche der „Nobel“ hatte ausessen müssen. Wir erfuhren später, daß der Major von Welzien ihn zitiert und ihm tüchtig den Kopf gewaschen hatte. Die an-

stößigen rothen Kappen wurden natürlich nicht mehr getragen. Die Preußen betrachteten lange die rothe Farbe als Abzeichen revolutionärer Gesinnung, so daß selbst die Oberländer Bauern mit ihren rothen Brusttüchern nicht mehr sicher waren. Auch die Vollbärte, die sog. Heckerbärte, waren verdächtig. Die Zivilgefangenen, die bald aus verschiedenen Theilen des Landes nach Rastatt geführt wurden, wurden alsbald ihres Bartschmuckes beraubt. Die Angeberei trieb bald im Lande ihr wüstes Unwesen, und so wurden ziemlich viele sonst behäbige Bürgerleute, wie Wirthe, Müller, Dekonomen u. dgl. als Gefangene nach Rastatt spedirt, wo sie, in Soldatenmäntel gehüllt, öffentliche Strafarbeiten verrichten mußten. So oft ich in Rastatt über den Platz vor der Schloßhauptwache gehe, der jetzt schön geebnet und mit einer Allee versehen ist, denke ich an die bürgerlichen Sträflinge, welche 1849 dort die Sandfarren schieben mußten. Wie bald waren damals die dicken Bäuche der gefangenen Honoratioren geschwunden! Und auch schweigen lernten die Männer, die meist durch Zungensünden ins Pech gekommen waren.

Später erzählte mir Einer derselben, ein damals reicher und angesehenener Dekonom (er lebt jetzt noch), der gerne das Maul voll nahm und sich vor keinem Amtmann schenirte, wie die Preußen ihm das Räsonniren abgewöhnten; sie haben ihm nämlich mehr als einmal volle kräftige 25 aufgemessen.

Weil ich doch gerade an diesen Gefangenen bin, will ich noch eines Vorkommnisses erwähnen, von dem ich

Zeuge war. Eines Morgens wollte ich beim Stadtkommandanten eine Eintrittskarte zum Standgerichte holen, mußte aber auf dem Gange warten, bis ich vorgelassen wurde. Da brachten zwei Mann den dicken Raftatter Schneidermeister Wunsch. Kaum war derselbe ins Kommandantenbüro eingeführt, als Welkzien in eine Art unartikulirtes Geheul ausbrach, aus welchem ich nur die Worte „Wühler, Wühler“ verstand. Bald fuhr die Thüre auf, heraus flog der dicke Schneider und ein langes Bein des Kommandanten, dessen besporntes Ende mit dem Gefäße des Schneiders in Berührung kam. „Hinaus mit ihm ins finsterste Loch im Fort A, er ist ein Wühler, er ist ein Wühler!“ schrie von Welkzien nach. Ich hatte mich hinter einen Weißzeugkasten gedrückt, um im Sturme nicht mitgenommen zu werden. Eintrittskarte wollte ich keine mehr, und eilte, als der Sturm sich gelegt hatte, von dannen. Vor dem Hause stand eine große Menschenmenge, welche durch den Lärm bei offenen Fenstern herbeigelockt worden war.

Wie ich nachher erfuhr, war der freiheitliebende Wunsch Tags zuvor aus den Kasematten entlassen worden; Abends saß er in der geliebten „blauen Kas“, wo er einem Freunde seine Erlebnisse erzählte und in gedämpfter Tone beifügte: „So kann's mit lang fortgehen!“ — Es ging auch wirklich nicht lange so fort; hinter seinem Rücken hatten zwei preußische Soldaten das Gespräch belauscht und schleppten den unzufriedenen Wunsch auf die Wache. Ich sah ihn mehrere Wochen im alten Soldatenmantel mit Schubkarren und Schaufel

den Schloßberg verschönern helfen, wodurch er sich wenigstens eine schlanke Taille erwarb. —

Auch sonst im Lande wurde viel arretirt, überall waren die Gefängnisse angefüllt. Ein unvorsichtiges Wort konnte hinter Schloß und Riegel bringen. Ich erfuhr, daß unser beliebter Professor Weißgerber, der kurz vor Ausbruch der Revolution von Rastatt nach Bruchsal versetzt worden war, dort verhaftet wurde. Im Spätherbste traf ich ihn am Bahnhofe in Baden. Auf die Frage nach seinem Befinden rief er im stärksten Pathos aus: „Niemand ist mir treu geblieben, als meine lieben jungen Freunde. Wie hat man mich behandelt! Mich, den loyalsten Mann von hier bis Hannover (Hannover war ihm die Grenzscheide der Kultur), der nur Fürstenliebe vom Katheder herab predigte, mich haben zwei elende Gendarmen aus der Klasse heraus in's Gefängniß geführt, in ein Hundeloch, wo ich auf Stroh gebettet, keine andere Decke hatte, als meinen Angstschweiß!“ — —

Wir erfuhren später den Hergang. Weißgerber war in Rastatt Hauptmann bei der Bürgerwehr gewesen und wurde in Bruchsal, ich glaube, Major. Dort sei er oft mit dem Schleppsäbel in die Schule gekommen, hie und da freigebend mit den Worten: „Das Vaterland ruft mich!“ Als bei der „Fahnenweihe“ eine Bruchsaler Festjungfer ihm die Fahne mit sinnigem Spruche überreichte, kam er aus dem Häuschen und scheint höheres Blech gehämmert zu haben. Diese Fahnenrede soll ihn nämlich ins Gefängniß gebracht haben. Er wurde in

Durlach eingesperrt. Dort schickte er einmal dem wachhabenden Lieutenant einen Beschwerdezettel mit der Unterschrift: „Franz Weißgerber.“ Der kriegerische Jüngling kam hinein mit der schnarrenden Frage: „Na nu, wer ist denn dieser Franz Weißgerber?“ — Das soll den Professor am meisten gekränkt haben, daß der Preuße von dem bekannten Philologen Franz Weißgerber Nichts wußte.

In den meist feuchten Kasematten brach bald der Typhus aus. In mit Stroh belegten Wagen wurden die halbtodten Kranken, wahre Jammergestalten, tagtäglich in die Lazarethte verbracht. Die Sterblichkeit wurde so groß, daß nicht mehr jedem Todten ein eigenes Grab gegraben wurde. Jeden Morgen wurden die Verstorbenen in eine große gemeinsame Grube gesenkt, wie ich hörte, ohne Sarg, was ich jedoch nicht verbürgen kann, und der katholische und protestantische Geistliche verrichteten ihre Gebete. —

Während die Preußen gegen die Zivilbevölkerung strenges Regiment führten, erlaubten sie dem Militär Manches, was unter bairischer Herrschaft nicht so offen und ungeschämt getrieben werden durfte. So wurden mehrere öffentliche Häuser oder vielmehr Budiken errichtet, vor welchen es mitunter sehr skandalös zugeing. Kaplan Köppler, der voriges Jahr als Pfarrer von Bietigheim starb, glaubte dieses öffentliche Aergerniß öffentlich auf der Kanzel rügen zu müssen, womit er jedoch übel ankam. Der Gouverneur ließ ihn kommen und drohte ihm mit Kasemattenarrest, wenn er sich noch

einmal unterstehe, so etwas zu predigen. Da viele Soldaten von der Lustseuche befallen wurden, mußten sie angeben, von wem sie angesteckt wurden, worauf die genannten Personen von Militärärzten untersucht wurden. Da kam es vor, daß ein Soldat eine ehrbare Bürgerfrau nannte, bei welcher er im Quartier lag. Die ärztliche Untersuchung, welcher die Frau trotz alles Sträubens sich unterziehen mußte, ergab die Grundlosigkeit der Anschuldigung, welche der Glende aus gemeiner Rachsucht gemacht hatte. Er wurde, wie man hörte, zu schwerer Festungsstrafe verurtheilt.

Vermöge ihrer Mundfertigkeit und geriebenen Höflichkeit verstanden es die Preußen, beim schwachen Geschlechte sich einzuschmeicheln. Auch verstanden sich viele von ihnen vortrefflich auf Windbeutelei. Sie waren durchweg Gutsbesitzer, Kaufleute u. dgl. m., zum mindesten „Ackerbaujehilfe“, was sich viel vornehmer ausnimmt, als Bauernknecht. Manche Gans hat den „Gutsbesitzer“ büßen müssen.

Die Wachen vor den Kasematten und Lazarethen hatten sehr strenge Instruktionen; sie mußten auf die Gefangenen, die sich an einem Fenster zeigten, schießen. So kam es wiederholt vor, daß Gefangene verwundet und getödtet wurden. Es war eine recht trübe Zeit, die auf Rastatt lastete. Schon damals mußten die Rastatter die Sehnsucht büßen, mit der sie nach Erbauung der Festung verlangt hatten. —

Das Standgericht.

Jetzt noch, wenn ich die Worte „Standrecht“ und „Standgericht“ lese, fröstelt es mich. Unter Standrecht versteht man die summarische Militärjustiz, wie sie in den aufgeregten Zeiten des Belagerungszustandes geübt wird. Die Preußen hatten Eile, dieses furchtbare „Recht“ in Anwendung zu bringen. Schon am 7. August wurde die erste Standgerichtssitzung gehalten. Das Rastatter Standgericht, das im Namen des Großherzogs von Baden urtheilte, bestand merkwürdiger Weise nur aus preussischen Militärs, und zwar aus einem Major, einem Hauptmann, einem Premier- und einem Sekondelieutenant, einem Feldwebel, einem Unteroffizier und einem Gemeinen. Bloß der öffentliche Ankläger, der Staatsanwalt, war badisch. Die badische Regierung hatte sich im Anfange jedes Einflusses auf dieses Standgericht begeben. Ein standgerichtliches Urtheil bedurfte keiner höheren Genehmigung, eine Appellation gegen ein solches war nicht gestattet. Erst später, nachdem das Standgericht gar zu blutig gearbeitet hatte, wurde bestimmt, daß jedes nicht einstimmig gefaßte

Urtheil der Bestätigung des Großherzogs bedürfe. Die Vertheidigung wurde meist von Karlsruher Rechtsanwälten geführt, mitunter auch von Nichtjuristen. Aus den Anwälten ist mir in angenehmer Erinnerung der jüdische Advokat Strauß, der sich sehr warm seiner Klienten annahm und eine glänzende Beredsamkeit entwickelte.

Die Staatsanwälte, zum Theil jetzt noch im höheren badischen Justizdienst, haben bei mir keinen guten Eindruck hinterlassen, weil ich mit den Angeklagten Mitleid hatte und diese Ankläger mit furchtbarer Zähigkeit alle Belastungsmomente aufrecht zu erhalten suchten und keine mildernden Umstände wollten gelten lassen. Die Sitzungen, die im Schloß gehalten wurden, waren öffentlich, doch mußte man von der Kommandantschaft eine Eintrittskarte haben. Die Urtheile wurden durch Straßenplakate veröffentlicht. Den Verhandlungen habe ich angewohnt, soweit es der Stundenplan meiner Klasse gestattete.

Den traurigen Reigen eröffnete am 6. August Ernst Elsenhans, Sohn eines Pfarrers aus Feuerbach bei Stuttgart, Literat, zuletzt Redakteur des rabiaten Festungsboten. Ihm wurde besonders seine aufhebende Thätigkeit schwer angerechnet, er wurde wegen „Hochverrath“ zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Wir haben schon gehört, daß Elsenhans ein Ritter von Geist war, der an einem offenen Grabe jegliche Religion für Unsinn erklärt hatte; auch Angesichts des drohenden Todes hat er in der standrechtlichen Verhandlung sich als religionslos bekannt. Fickler schreibt über seine letzten Stunden:

„Als das Todesurtheil ihm verkündet war, beehrte er den Beistand des evangelischen Geistlichen, Stadtpfarrers Lindenmayer. Aber vergeblich war die Hoffnung und Bemühung dieses wackern Mannes, ihm die Tröstungen des Glaubens, von dem jener sich losgesagt, zu seinem schweren Gange mitzugeben. Der Verurtheilte bat ihn nur, drei Briefe mit einer kleinen Börse an ihre Adresse zu besorgen; es waren Abschiedsschreiben an drei verschiedene Geliebte, die er zu gleicher Zeit gehabt, von deren einer er Unterstützung erhalten hatte. An letztere sandte der Pfarrer die an ihre Nebenbuhlerinnen gerichteten Zeilen zur Besorgung, damit sie aus der Erkenntniß der Unwürdigkeit ihres Geliebten Tröstung über das Schicksal desselben entnehme.

Uebrigens starb Elsenhans mit demjenigen Muth, der die letzten Augenblicke der meisten seiner Schicksalsgenossen mit so manchen wüsten Szenen ihres Lebens zu versöhnen geeignet war. „Es ist hart, nur für den Ausdruck seiner Ueberzeugung in den Tod zu müssen“, waren seine letzten Worte. Alsdann verband er sich erst auf das wiederholte Zureden des mit der Exekution beauftragten Offiziers die Augen, und nach wenigen Minuten warf der Todtengräber seinen noch warmen Leichnam in die große Grube, die zur Aufnahme der Verurtheilten an dem nördlichen Ende des Friedhofs bereitet war.“ —

Ebenfalls am 6. August wurde Ernst von Biedensfeld, pensionirter badischer Major, während des Aufstands Oberst des 3. badischen Infanterieregiments, zum

Tode verurtheilt. Diese Verurtheilung hat den Raftat-tern, die dem Manne Vieles verdankten, besonders wehe gethan. Ueber das tragische Ende dieses Mannes schreibt Fickler: „Vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, hatte er mit männlicher Ergebung zu demselben sich vorbereitet. Früh 3 Uhr besuchte ihn noch der Seelsorger seines Bekenntnisses. Unter Gesprächen, wie der Ernst der Stunde sie ersforderte, verbrachte er die Stunde bis Sonnenaufgang in seinem Gefängnisse, dann im Hofe der Bastion XXX, wo dasselbe sich befand. Immer zögert der Todesbote; endlich wird dem Verurtheilten gesagt, die Hinrichtung sei aufgeschoben. Wie man sich damals erzählte, war dieser räthselhafte Aufschub durch ein Schreiben des Generals von der Gröben an den Gouverneur v. Holleben veranlaßt worden. Auf Bitten der angesehensten hiesigen Einwohner hatte jener General sich bewegen lassen, ein Begnadigungsgesuch an den Prinzen von Preußen einzubegleiten, — welches dieser freilich, als nicht in seine Kompetenz gehörig, zurückwies. Die dadurch bewirkte Verzögerung aber kam nach dem Buchstaben des Gesetzes einer Begnadigung gleich; denn das Gesetz verordnete, in 24 Stunden müsse das standrechtliche Urtheil vollzogen sein. Deswegen verlangte nach Ablauf der gesetzlichen Zeit der Vertheidiger, Anwalt Strauß, seinen Schützling aus den Händen der standrechtlichen Behörden heraus, und da diese damals der höchste Gerichtshof in Baden war, so entstand sogar die Frage, ob Biedenfeld denn nur auch noch vor ein anderes Gericht gestellt werden könnte. Die Sache

machte ungeheures Aufsehen. Das Standgericht, die standrechtliche Untersuchungs-Kommission wollten über diese Mißachtung ihrer Stellung und Gewalt sich auflösen; vom Kriegsministerium in Karlsruhe kam, vielleicht im Hinblick auf das Verdrießliche dieses Zwischenfalls, statt einer Begnadigung die Anfrage, warum denn die Hinrichtung noch nicht vollzogen sei? Da erscheint des zweiten Morgens der in später Nacht zu diesem traurigen Geschäfte befohlene Geistliche vor Biedenfeld's Bette, ihn auf die sofort angeordnete Exekution vorzubereiten. Damals ist das Herz des Soldaten gebrochen, der früher so oft dem Tode durch die Kugel, seine kurze Pfeife rauchend, mit Gleichmuth entgegensah. „Das ist hart“ — sagte er — und Thränen rannen ihm über die Wangen. Wer wollte bei der Qual so widerstreitender Erschütterungen diese Thränen auch dem Muthigsten verargen? Dennoch hatte er sich bald gefaßt und zeigte im ernstesten letzten Augenblicke dieselbe Uner-schrockenheit, die ihn im Leben ausgezeichnet hatte.“

Am 10. August kam an die Reihe Gustav Nikolaus Tiedemann, geboren zu Landsküt in Bayern, früher badischer Dragonerlieutenant, während der Belagerung Gouverneur von Kastatt, Sohn des Geheimraths Tiedemann in Heidelberg. Er wurde wegen Hoch- und Landesverraths zum Tode verurtheilt und vernahm sein Urtheil gefaßt, wie er sich auch am andern Morgen früh dem Vollzuge desselben muthig unterwarf. Daß er ein gläubiger Christ war, geht aus folgendem Briefe hervor, den er noch an sein Ehe-weib schrieb:

„Mein geliebtes Weib! Mit bittern Thränen gebe ich Dir Nachricht vom Ende meines Lebens, denn morgen früh um die vierte Stunde werden die Preußen mich zum Tode bringen. Erwünscht ist mir der Friede. Ich bitte Dich um Verzeihung für Alles, wodurch ich Dich etwa beleidigt hätte, und als gute Christin wirst Du mir wohl Verzeihung gewähren, sowie ich auch Deinetwegen Alles verzeihe. Besser, wenn Du nicht allzu sehr um mich leidest. Als gutes Geschöpf aber wirst Du auch das Herbe tragen, Vielbuldende, für unser Kind. Meine Eltern werden mein Erbtheil für meinen geliebten Demetrius ausfolgen. Armes Weib, vielbuldende Gefährtin! Der allmächtige Gott möge Dich heil bewahren. In der andern Welt sehe ich Dich wieder. Ich umarme Dich im Geiste.“

Seinen Schwiegereltern und Schwägern sandte er noch Grüße und — seine Vergebung.

Am 11. August Vormittags wurde Konrad Heilig von Pfullendorf, Artilleriewachtmeister, während der Belagerung Major und Kommandeur der Artillerie, wegen „Treubruch und Hochverrath“ zum Tode verurtheilt. Am Abend desselben Tages wurde das Todesurtheil vollzogen. Auf seinem Todesgang habe ich ihn noch gesprochen und ihm einen kleinen Dienst geleistet. Als ich Scholderer besuchen wollte, wurde Heilig aus der Kasematte geführt; er war zivil gekleidet und trug eine Reisetasche. Behemüthig reichte er mir die Hand und ich gab ihm ein Fläschchen Wein, das ich für Scholderer bestimmt hatte. Wie ich nachher hörte, ließ er sich nur

widerstrebend die Augen verbinden, entblößte die Brust, und sank, von 10 Kugeln getroffen, zur Erde. Ihm waren alle Thaten der Festungsartillerie auf Rechnung geschrieben worden.

Am 16. August wurde Georg Bönning zum Tode verurtheilt. Derselbe war geboren in Wiesbaden, seines Zeichens ein Uhrenmacher, später Kaffeewirth und hatte während des griechischen Befreiungskrieges die Heimath verlassen, um gegen die Türken zu kämpfen. Er war Oberst der Schweizer Legion, eine lange Figur mit Schleppe, Bluse und rother Schärpe; sein langes wallendes weißes Haupthaar und sein weißer Vollbart gaben ihm ein ernstes ehrwürdiges Aussehen. Sein langes Haar soll er deswegen getragen haben, weil die Türken ihm die Ohrläppchen abgeschnitten hatten. In der Gerichtsverhandlung berief er sich vergeblich darauf, daß er sich gegen die badische Regierung nicht empört, daß er nur der Einladung der zu Recht bestehenden provisorischen Regierung Folge geleistet habe. Am 17. August wurde das Todesurtheil an ihm vollzogen. Geistlichen Beistand lehnte er entschieden ab. Die Zigarre im Mund ging er zum Richtplatze, die Augen ließ er sich nicht verbinden, und mit den Worten: „Vater, ich komme zu Dir, um Rache anzurufen gegen meine Mörder“ sank er von Schüssen durchbohrt zusammen. An die Menschen, die seine Leute „gemordet“ hatten, dachte er also nicht.

Am 24. August wurde Konrad Lenzinger von Durlach, Korporal der Festungsartillerie und aufständischer

Lieutenant, zum Tode verurtheilt. Das Schicksal dieses Mannes hat mir am meisten Mitleid eingeflößt. Er war ein netter, rothbackiger, bart- und harmloser Mensch, den Scholderer hie und da auf unsere Kneipe mitgebracht hatte. Beim Ausbruch der Meuterei lag er schwer krank im Lazareth. Weil er ein guter Mensch war, machte ihn seine Batterie zum Lieutenant. Bei seiner Genesung war die Festung schon geschlossen, und er wurde zum Kommandanten von Bastion XXX ernannt. Von dort aus wurde Niederbühl in Brand geschossen und der gute Lenzinger wurde dafür verantwortlich gemacht. Dieses Todesurtheil zeigte ich meinem Freund Scholderer in einem Tabakspäckchen an mit dem Bemerken, daß jetzt keiner mehr von ihnen sicher sein könne. Wenn Lenzinger erschossen werde, müsse er, Scholderer, zehnmal erschossen werden.

Am nämlichen Tage wurde Phil. Zenthofer, Büchsenmacher und Kanonier von Mannheim, wegen Hochverraths erschossen.

Am 25. August wurde auch der Pole Mniewski verurtheilt. Ein ganz merkwürdiges Schicksal hat diesen Mann vor das Standgericht gebracht. Als Freischaarenführer sollte er den Brückenkopf bei Germersheim vertheidigen, hatte aber am 20. Juni Abends die Vorposten zurückgezogen und sich zeitig in Philippsburg zur Ruhe gelegt, aus welcher er erst durch die Schüsse der preussischen Vorhut aufgeschreckt wurde. Es gelang ihm, durch Flucht sich vor den Preußen zu retten, er wurde aber von den eigenen Leuten als „Verräther“ verhaftet; in

jenen Tagen mußte ja jeder Unfall von Verrath herühren. In Karlsruhe von der Bürgertwehr bewacht wurde er von der fliehenden Armee vergessen.

Als die Preußen sich Karlsruhe näherten, bat er den wachhabenden Offizier der Bürgertwehr dringend um Freilassung. Als dieser bemerkte, er sei im Wachtbuche eingetragen und müsse bei der Ablösung übergeben werden, rief Wieniowski aus: „dann bin ich verloren!“ — Nach der Uebergabe der Festung wurde er dorthin abgeliefert. Da er nur polnisch und französisch sprach, diente Bankier Mayer als Dolmetscher in der standgerichtlichen Verhandlung. Das über ihn ausgesprochene Todesurtheil vernahm er mit eiserner Ruhe und verneigte sich gegen den Major, der es verkündigte. Nachher, als Stadtpfarrer Buchdunger ihn besuchte, verlor er die ruhige Fassung, er wurde von Schmerz überwältigt. „Mein armes Vaterland ist mein einziges Verbrechen, es ist Schuld an meinem Tode“, klagte er diesem. Auf den Zuspruch des Geistlichen, daß der Christ nicht mit solcher Gesinnung aus dem Leben scheiden dürfe, beruhigte er sich. Er verzieh seinen Richtern und bereitete sich auf den letzten Gang vor. Er übergab dem Stadtpfarrer eine Muttergottes-Medaille, die er auf der Brust getragen hatte, mit der Bitte, sie seiner Schwester in Polen zu schicken, und küßte denselben zum Abschiede. Als Buchdunger tief bewegt nach Hause kam, hatte er die Medaille sammt der Adresse verloren, worüber er lange ganz trostlos war. Unter Thränen hat er mir das später selbst erzählt.

Da die standgerichtlichen Todesurtheile innerhalb 24 Stunden vollzogen werden mußten, der folgende Tag aber ein Sonntag war, an welchem doch nicht füglich werden sollte, wurde Mniewsky noch am nämlichen Tage, Abends, erschossen. Auf dem Richtplatze (einem Festungsgraben) angekommen, grüßte er die auf dem Walle stehenden Zuschauer mit der Mütze und den Worten: „Adieu, meine Freunde!“ Auf Ersuchen des Offiziers, der die Hinrichtung befehligte, verband er sich selbst die Augen, entblößte die Brust und erwartete knieend die Schüsse. Nach wenigen Sekunden trugen die Todtengräber seinen Leichnam auf offener Bahre auf den nahen Gottesacker und betteten ihn neben Liedemann in die kühle Erde. —

Am 3. September wurde Karl Jakobi zum Tode verurtheilt und Abends 7 Uhr erschossen. Er war Freischaarenführer und während der Belagerung Kommandant des Forts A gewesen. In der amtlichen Urtheilsverkündung wurde er „Schreiner und Deutschkatholik aus Mannheim“ genannt, wie ich mich noch wohl erinnere. Er hatte während der Belagerung zu den Unversöhnlichen des entschiedensten Fortschritts gehört.

Am 11. September wurde Ludwig Peter Schade aus Karlsruhe wegen „Trenbruch und Hochverrath“ zum Tode verurtheilt, und am 12. Sept. erschossen. Dieser junge Mann war früher Kellner in Karlsruhe gewesen und kurz vor dem Ausbruch der Revolution Soldat beim 2. Regiment in Freiburg geworden. Bei der Meuterei hatte er eine Hauptrolle gespielt, während der Be-

lagerung war er Adjutant und unverföhnlicher Hauptkraftehler. Zum Richtplatze mußte er fast getragen werden, er konnte sich kaum aufrecht halten vor Todesangst. —

Im Ganzen wurden vom Rastatter Standgericht 20 Todesurtheile gefällt, wovon 19 vollzogen wurden. Außer den schon Genannten wurden noch die folgenden, die weniger bekannt waren und über deren Persönlichkeiten ich nichts mitzutheilen weiß, standrechtlich erschossen:

Andr. Kunis, Dragoner aus Pforzheim. (15. Sept.)

Günthard aus Konstanz, Soldat beim 3. Regiment, wegen Treubruch, Hochverrath und Anstiftung zur Meuterei. (22. Sept.)

P. Jäger von Aglasterhausen, Soldat beim 3. Regiment, wegen Treubruch, Hochverrath und Anstiftung zur Meuterei. (22. Sept.)

Gottfried Bauer von Giffenheim, Pionier, wegen Anstiftung zur Meuterei und bewaffnetem Widerstand gegen die gesetzliche Gewalt. (4. Okt.)

Jos. Kielmarg, Feldwebel aus Rastatt, wegen Anstiftung zur Meuterei, Hoch- und Landesverrath. (8. Okt.)

Kohlbecker, Soldat aus Karlsruhe, wegen Anstiftung zur Meuterei, Hoch- und Landesverrath. (8. Okt.)

von Bernigau aus Köln, ehemaliger Lieutenant, wegen Hochverrath. Er hatte ein Freischaaren-Bataillon kommandirt, war in Heidelberg krank zurückgeblieben und hatte sich den einrückenden Preußen selbst ausgeliefert.

Vielleicht hat der Umstand, daß er preußischer Offizier gewesen, dazu beigetragen, daß er zum Tode ver-

urtheilt wurde. Aber merkwürdigerweise mußte der arme Mensch fast acht Wochen auf den Vollzug des Todesurtheils warten. Am 25. August zum Tode verurtheilt, wurde er erst am 20. Oktober erschossen! —

Am nämlichen Tage fiel unter den Standrechtskugeln J. Janßen aus Köln, ein junger Mann, der dort Präsident des Arbeitervereins gewesen war. Nach der Erkrankung von Bernigau hatte er dessen Bataillon übernommen, das beim Anrücken der Preußen sich in Mannheim ergab. Janßen ritt allein gen Heidelberg, um sich der revolutionären Armee anzuschließen, wurde aber von Bauern gefangen und den Preußen ausgeliefert, die ihn nach Rastatt verbrachten, wo er am 25. August zum Tode verurtheilt wurde. Auch er mußte also fast zwei Monate auf den Vollzug des Urtheils warten, das, wie man hörte, in Berlin bestätigt werden mußte, wie das Bernigau's.

Ebenso erging es einem ehemaligen preussischen Soldat, Namens Schrader; dieser war der Letzte, der in Rastatt 1849 standrechtlich erschossen wurde. —

Die ehrsame Stadt Bruchsal hat sich jüngst dagegen verwahrt, Hinrichtungsplatz zu werden; Rastatt war damals, man könnte fast sagen, ein wahres Schlachtfeld. Die Soldaten, welche den traurigen Dienst hatten, die Todesurtheile zu vollziehen, kamen oft todesbläß aus dem Festungsgraben. Man sagte, es seien nur solche Soldaten dazu verwendet worden, die etwas „auf der Latte“ hatten; ob es wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls war es eine Strafe, einen wehrlosen Menschen

niederschließen zu müssen. Der Dampf jener Exekutions-Salven lag schwer auf den Gemüthern der Bewohner Raftatts, die doch durch die Verurtheilten Manches hatten zu leiden gehabt. Man darf wohl annehmen, daß Mancher mit einer Freiheitsstrafe davon gekommen wäre, wenn die Kriegs-Justiz nicht so schnell gearbeitet hätte. Wie Viele haben in jener bewegten Zeit den Weg der Ordnung verlassen, die jetzt dekorirte „Stützen der Ordnung“ sind! Wären sie dem Raftatter Kriegsgericht in die Hände gefallen, lägen Viele von ihnen auf dem alten Raftatter Friedhofe. Freilich, auch die Nürnberger hängten Keinen, wenn sie ihn nicht hatten. Hier wollte man an denen, die man hatte, ein Exempel statuiren. Aber die Hauptmissethäter hatte man nicht.

Ich bin kein Gegner der Todesstrafe, wo es sich um gemeine Verbrechen handelt; aber ich schätze es hoch, daß auch bei dem gemeinsten Verbrecher noch mildernden Umständen Rechnung getragen wird. Wenn aber die Politik ins Spiel kommt, bin ich ganz entschieden gegen die Todesstrafe. Was heute in der Politik ein Verbrechen ist, gilt möglicherweise nach einigen Jahren als Verdienst. Bismarck hat ja dem damals zum Tode verurtheilten aber begnadigten Corvin die Hand geschüttelt und sich dabei auf die Gemeinsamkeit der Gesinnungen berufen. Die politischen Vergehen sind Fehler der Erkenntniß, die anderen Verbrechen kommen aus dem verderbten Herzen, wenn nicht gestörte Erkenntniß angenommen werden kann. —

Ganz besonders unangenehm berührten die Todes-

urtheile gegen gemeine Soldaten, welche doch nur deßhalb auf den abschüssigen Weg kommen konnten, weil in den oberen Regionen nicht Alles in Ordnung war. „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi“ — „Was die Oberen sündigen, muß das gemeine Volk büßen“ — das lehrten uns jene Todesurtheile. —

Professor Fickler hat auch, als er einen Dragoner vertheidigte, in bewegter Rede die Standrichter beschworen, kein Todesurtheil zu fällen über diesen verführten Bauernsohn; in Frankreich hätten während der Herrschaft der 100 Tage die Militärgerichte nur ein einziges Todesurtheil gefällt, und zwar über einen General. Das Urtheil lautete dann auch auf Zuchthaus.

Diesen standrechtlich Hingerichteten wurde weder ein Sarg noch ein Grabhügel gestattet, kein Zeichen sollte die Stätte erkennbar lassen, wo diese Menschenleiber, in kühler Erde ruhend, der Auferstehung entgegen harren. Und jetzt noch, da die Vorgänge von 1849 selbst in oberen Regionen eine mildere Deutung erfahren, und alle noch lebenden Missethäter jener Zeit längst begnadigt und sogar hoffähig geworden sind, liegt noch ein gewisser Bann auf jenen Gräbern.

Im Jahre 1873 wollten Freunde und Gesinnungsgenossen den Erschossenen einen gemeinsamen Grabstein setzen. Die Großh. badischen Behörden hatten Nichts dagegen einzuwenden, aber das Königl. preussische Gouvernement legte sein Veto ein durch folgenden Erlaß:

Gouvernement Sect. III. Nr. 3523.

Kastatt, 24. November 1874.

Die Errichtung eines Denkmals auf dem hiesigen Friedhofe für die im Jahre 1849 Erschossenen betr.

Dem Großherzoglichen Bezirksämte hier mit dem Bemerkten ergebenst zu remittiren, daß die rayongesetzlichen Bestimmungen in dem vorliegenden Falle nicht in Betracht kommen. Die Leichen zum Tode beförderter Individuen gehören dem Gerichte, dies allein hat zu verfügen, wie und wo die Beerdigung stattfinden soll und ob ein Grabdenkmal zu errichten ist. Da nun das hiesige Gouvernementgericht die Nachfolgerin des vormaligen badischen Kriegsgerichts ist, welches seiner Zeit die betreffenden Individuen zum Tod durch Erschießen verurtheilt hat, so wird die Genehmigung der Aufstellung des Denkmals versagt.

Der Gouverneur.

(gez.) von Gahl, Generallieutenant.

Später wurde der Stein nach Rengen verbracht und dient nun als Denkmal für Grimmelshausen, den Verfasser des Simplicissimus. (Amand Gögg, der aufständische Kriegsminister, ist ein geborener Renger.)

Man munkelte damals in Kastatt, daß außer dem öffentlichen, auch noch ein geheimes Standgericht in Thätigkeit sei. Man sagte, es seien viele Legionäre, Revolutionäre von Profession, in den Festungsgräben erschossen worden. Das Gerücht entstand dadurch, daß man häufig früh Morgens von den Festungsgräben her

Gewehrsalven vernahm. Einquartirte Soldaten gingen früh fort und sahen nach ihrer Rückkehr bleich und verstört aus. Auf Befragen gaben sie zur Antwort, sie hätten ihre alten Ladungen abfeuern müssen. Das hätten sie freilich auch am hellen Mittag thun können. Professor Schneider hielt mich damals einmal im Lyzeums- gange an und fragte mich, ob ich das Schießen am frühen Morgen nicht gehört hätte. Auf meine Bejahung sagte er, es würden jeden Morgen Schweizer und Polen erschossen. Er glaubte fest daran. Diese Gerüchte wurden auch dadurch unterstützt, daß man nachher nicht erfuhr, was aus vielen bekannten Legionären geworden war. Ich wage nicht zu entscheiden, ob diese Gerüchte eine berechtigte Unterlage hatten.

Eine köstliche darauf sich beziehende Anekdote glaube ich doch mittheilen zu müssen. In den sog. „Rothen Häusern“ rief eine taube Frau zum Fenster hinaus ihrer gegenüber wohnenden Nachbarin zu: „Fra Nachbarin, hat Sie's a schon g'hört: heute Morge sinn widder fufzehn von der polische Religion (Legion) tobt g'schoisse worre; unter uns g'sagt!“ —

Zu den zum Tode Verurtheilten gehört auch Otto Julius Bernhard von Corvin-Wiersbitzki aus Gumbinnen in Preußen, früher Lieutenant im 36. preußischen Infanterieregiment, während des Aufstandes und der Belagerung Oberstlieutenant und Chef des Generalstabs. Er kam erst am 15. September vor das Standgericht, angeklagt des Hochverraths, der Theilnahme am Angriff, des Widerstands gegen die gesetzliche Autorität und der

Aufforderung zum Landesberrath. Nach dieser gehäuften Anklage, seiner offenkundigen revolutionären Thätigkeit und in Anbetracht der mehreren unbedeutenden bereits erschossenen Individuen, mußte man annehmen, auch Corvin werde im Festungsgraben von den Standrechtskugeln durchbohrt werden. Wenn Einer den Tod verdient hatte, war er es. Und doch dachte ich von vornherein, daß Corvin nicht erschossen würde; schon sein Auftreten im großen Kriegsrathe, wo er die Uebergabe befürwortete, machte den Eindruck, daß ihm Schonung seines Lebens versprochen sei.

Er wurde zum Tode verurtheilt, aber nicht einstimmig, und deßhalb mußte das Urtheil dem Großherzog zur Bestätigung vorgelegt werden; dieser hat es in zehnjährige Zuchthausstrafe umgewandelt. Nach sechs Jahren wurde er begnadigt und machte sich da und dort als Literat und Zeitungskorrespondent bemerklich. Als der englische Meerkolosß Great Eastern zum ersten Mal seine Fahrt nach Amerika machte, war Corvin an Bord, und hat nachher in der Allg. Ztg. sehr interessant den Sturm beschrieben, den dieses neue Schiff auf seiner ersten Fahrt siegreich bestand. Er war einige Zeit in Amerika und im Jahre 1870 machte er dem Reichskanzler Bismarck in Versailles seine Aufwartung. Derlei gehen nicht so leicht unter. —

Aus seiner Standgerichtsverhandlung trage ich noch nach, daß er in glänzender Weise sich selbst vertheidigte. Am Schlusse seiner Rede erinnerte er mit gebrochener Stimme und mit Thränen in den Augen die Richter an

sein armes so sehr geliebtes Weib, und forderte sie, die ein göttliches Amt verwalten, auf, auch göttliches Erbarmen zu bethätigen. Und dieser Mann schickte, wie Fickler berichtet, zur gleichen Zeit, da die Vollziehung seines Todesurtheils drohend über seinem Haupte schwebte, da seine Frau trostlos seine Gerichtsstätte umkreiste, durch einen angesehenen Bürger Briefe an eine geliebte Person, die — nicht sein Weib war. — —

Vorstehendes war schon geschrieben, als mir Corvins „Erinnerungen aus meinem Leben“ (3. Aufl. in 4 Bdn.) zu Gesicht kamen. Der 3. Band handelt von Corvins Theilnahme an der Revolution, namentlich am badischen Aufstande. Er stellt sich darin als die Seele der Bewegung dar, denn außer ihm verstand eigentlich Niemand etwas Ordentliches. Ein starkes Selbstbewußtsein und auch kleinliche persönliche Eitelkeit schauen zu allen Zeilen heraus. Außer über seine persönlichen Verhältnisse habe ich in seinem Buche nicht viel Neues über die Vorgänge in Rastatt gefunden. In Vielem stimmt er mit Fickler oft wörtlich überein; wer den Anderen benützt hat, weiß ich nicht. Corvin hat allerdings schon Anfang der fünfziger Jahre aus dem Bruchsaler Zuchthause „Erinnerungen“ in das Stuttgarter „Morgenblatt“ geschrieben. Er beschreibt die Toilette, die er zu seinem „Auftreten“ vor dem Standgericht gemacht und bedauerte, daß er nicht in Epauletten auftreten konnte. Mir scheint, daß er in seinem Buche auch für seine Seelentoilette sehr besorgt ist.

Er ist schlecht zu sprechen auf die Preußen, und

doch haben nach seiner Beurtheilung preußische Offiziere seiner bekümmerten Gattin wiederholt gestattet, Tag und Nacht bei ihm in seiner Kasematte, der „Todtentasematte“, verweilen zu dürfen. Diese Frau hat sich erstaunlich viele Mühe um seine Begnabigung gegeben. Corvin beschreibt die Stunden, welche er als die letzten seines Lebens betrachtete, da er glaubte, erschossen zu werden. Auch in diesen kritischen Stunden war er auf seine Toilette bedacht; er kleidete sich frisch an, und steckte ein rothes Foulard zu sich, mit dem er sich die Augen verbinden wollte. Es sollte, von Schüssen durchlöchert, ein Andenken für seine Frau werden. Das „abgeschmackte Gelüste“, sich zu irgend einer Religion zu bekehren, habe er nicht gefühlt, weil das die Sache schwacher Geister sei. Daran habe er gedacht, welcher der verschiedenen Philosophen mit seinen Ansichten über den Zustand nach dem Tode wohl Recht habe.

So schreibt wenigstens Herr von Corvin-Wiersbitzki. Mit dem Glauben daran kann es Jeder halten wie er will. Daß er nach einem Geistlichen kein Verlangen hatte, ist selbstverständlich; doch kann er es sich nicht versagen, die hämische Bemerkung zu machen, er habe Nichts von dem „stolzen Nebukadnezar“ hören wollen. Der protestantische Stadtpfarrer hatte nämlich einmal in einer Grabrede den „stolzen Nebukadnezar“ behandelt.

Sein sechsjähriges Zuchthausleben in Bruchsal schildert er sehr interessant. Das Aergste war ihm die zwilchene Züchtlingsuniform, die er Anfangs tragen

mußte. Der Zuchthausdirektor suchte ihn mit derselben durch die Bemerkung zu versöhnen, er habe ja für die Gleichheit Aller gekämpft, und hier im Zuchthause seien nun Alle gleich. Anfangs mußte er Wolle spinnen, dann Papparbeiten und Litzenschuhe machen. Bald aber bekam er viele sehr weit gehende Vergünstigungen. Einen Strauß, den er mit dem jungen evangelischen Zuchthausgeistlichen Hansen hatte, beschreibt er mit breitem Behagen. Er, der „Demokrat“, der sich aber auf sein Geschlechtsregister und seine aristokratische Abstammung außerordentlich viel zu gut thut, nennt diesen eifrigen Geistlichen wiederholt einen „Bauernjungen“. Corbin dachte offenbar: „Das Volk, das sind wir“, und so war er ein Kämpfer für Volksrechte. — Nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause hatte er Mühe, sich eine Existenz zu gründen. Er ging nach England und dann als Kriegskorrespondent der Allg. Ztg. nach Amerika. Ein interessantes vielbewegtes Leben hat er immerhin gehabt. Seine 9 Mark kostende Erinnerungen enthalten übrigens auch viele Plaudereien.

Am 3. Sept. war Christian Friedrich Scholderer von Jahr vor dem Standgericht, früher Fourier, und während der Belagerung Lieutenant bei der Festungsartillerie. Ich wohnte als Entlastungszeuge dieser Verhandlung bei. Wie schon früher erwähnt, konnte ich ihm bezeugen, daß seine Kanoniere auf eigene Rechnung geschossen, daß ich oft bei ihm gewesen, während von seiner Bastion ohne sein Zuthun gefeuert wurde. Der Hauptentlastungszeuge war jedoch für ihn der Dragoner-Rittmeister von

Glaubitz, eine hohe, starke, ritterliche Gestalt. Er bezeugte, daß er und seine Kameraden, die als Gefangene nach Rastatt geführt wurden, dem Angeklagten ihr Leben zu verdanken hätten, ohne dessen Dazwischentreten sie von den meuterischen Soldaten nicht einfach ermordet, sondern massakrirt worden wären. Als nachher der Staatsanwalt (ich meine es war ein Herr Bachelin) dieses günstige Zeugniß zu entkräften suchte, indem er bemerkte, was Scholderer da gethan, sei nicht hoch anzuschlagen, weil er nur seine Schuldigkeit gethan habe, da verließ meinen Nachbarn, den Rittmeister v. Glaubitz, die Geduld. Unbekümmert um parlamentarischen Gerichtsgebrauch raffelte er, den Helm in der Faust, seiner ganzen Länge nach in die Höhe und unterbrach den öffentlichen Ankläger mit den Worten: „Das muß ich mir doch verbitten, daß das Leben von treuen Offizieren hier so gering taxirt wird. Ist das in den Augen des Großh. Staatsanwalts kein Verdienst, einigen Großh. Offizieren das Leben gerettet zu haben?“ —

Scholderer wurde nicht, wie der Staatsanwalt beantragt hatte, zum Tode, sondern zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Nach Verkündung dieses Urtheils klopfte mir von Glaubitz auf die Schulter mit den Worten: „Ihr Freund kommt nicht ins Zuchthaus, verlassen Sie sich darauf, ich gehe heute noch zum Großherzog.“

Am Abend war ich in der „blauen Katz“ bei einem Glas Bier. Am benachbarten Tisch unterhielten sich zwei preussische Soldaten über die heutige Standgerichts-

Verhandlung, welcher der Eine, der mir den Rücken kehrte, als Wache angewohnt hatte. Dieser rühmte das stramme Auftreten des „herzoglichen“ Rittmeisters und erwähnte auch als weiteren Zeugen einen jungen „Freischärler“ mit langen Haaren, der ein ganz freches Maul gehabt habe. Das war auf meine Wenigkeit gespißt. Wenn mich diese preussische Füsilirsäußerung auch nicht ärgerte, fand ich es doch für klug, dem Dunskreise dieses Menschenkenners mich zu entziehen, da es ihm, wenn er mich gesehen hätte, ein Leichtes gewesen wäre, mich auf die Hauptwache und in die Kasematten zu bringen. —

Scholderer wurde zu 5 Jahren Festung begnadigt, die er in Risflau zu verbüßen hatte. Ich habe ihn dort einmal besucht und ist mir diese „Festung“ ganz gemüthlich vorgekommen. Dieselbe war bewacht von den badischen „Invaliden“, d. h. alten Soldaten, die dort ihr Gnadenbrod hatten. Ihre Uniform hatte orangegelbe Aufschläge. Kommandant dieser Festung war Oberst Sartori, ein gutmüthiger alter Brummler. Als ich mich meldete, machte er allerlei Schwierigkeiten, aber ich durfte doch mit Scholderer mehrere Stunden im Hofe verkehren. Als wir in diesem Festungshofe auf und ab wandelten, sagte einmal Scholderer zu der am offenen Thore stehenden Wache: „Kaveri, gebet Acht, oder ich geh durch“, worauf dieser drohte, er würde schießen. Als Scholderer ihm bemerkte, er habe ja keine Zähne mehr und könne keine Patrone mehr abbeißen, und im Nothfalle gebe er ihm eine Ohrfeige, daß er an die Wand fahre, lachte

der „Kaveri“ herzlich mit dem Bemerken, der Scholderer sei nicht so böß, wie er thue. —

Scholderer war nicht einmal ein Jahr in Kipplau; am Jahrestag der Befreiung der Offiziere wurde er vom Großherzog Leopold begnadigt. (Im Jahre 1865 kam ich wegen Scholderer mit der Lahrer Zeitung [damals „Wochenblatt“] in Konflikt, der mich zur Klage veranlaßte. Die Einzelheiten gehören nicht hierher, weil ich jetzt nicht „Lahrer Erinnerungen“ schreibe. Nur das will ich erwähnen, daß der Redaktor des genannten Blattes zu 10 Wochen Gefängniß vom Kreisgericht Offenburg verurtheilt wurde, obwohl mein Anwalt nur 6 Wochen beantragt hatte, und daß überdies der Verleger des Blattes mir 100 Gulden bezahlen mußte, welche ich meinem Kirchenfond einverleibte. *Tempi passati!*)

Ich werde am Schluße ein Verzeichniß sämmtlicher standgerichtlicher Urtheile, welche 1849 in Mannheim, Rastatt und Freiburg gefällt wurden, mittheilen, im Ganzen 94, darunter 27 vollzogene Todesurtheile. Zwei weitere Todesurtheile wurden in Zuchthaus umgewandelt. Ich bin erst vor Kurzem in Besiße dieses Verzeichnisses gekommen und glaube, durch dessen weitere Verbreitung Vielen einen Dienst zu erweisen.

Es ist kein Zweifel, daß Viele, die an der damaligen Bewegung sich betheiligten, nichts Anderes wollten, als die Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes; als Hinderniß der Verwirklichung ihres Ideals betrachteten sie die Fürsten und deßhalb war die Einführung

der Republik die Parole. Das hätte sich aber Keiner geträumt, daß sein Ideal so verwirklicht werden sollte, wie es nun geschehen ist. Wenn man damals gesagt hätte, der Prinz von Preußen, der den badischen Aufstand niederschlug, der als die verkörperte Reaktion galt, der allgemein mit einem Namen bezeichnet wurde, den ich jetzt nicht anführen mag, werde einst deutscher Kaiser sein — man wäre als reif für eine Irrenanstalt erklärt worden. Es scheint nicht, daß sämtliche Idealisten jener Zeit jetzt befriedigt sind. Allerdings sind manche damalige Republikaner, die nach Fürstenblut lechzten, jetzt sehr zahme Ritter verschiedener Orden geworden, aber auch das ist nicht unbekannt, daß Manche ihr volles Jugendideal noch nicht aufgegeben haben; sie haben gejubelt, als einige deutsche Fürsten deposcirt wurden, sie streben jetzt nach dem strammen Einheitsstaat, weil sie hoffen, mit Einem werde man leichter fertig werden. —

Das Großherzogthum Baden war auch damals die Versuchstation und es hat damals schon der deutschen Einheit die meisten Opfer gebracht. Ein ruinirtes Staatswesen und viele vernichtete Existenzen waren die Folgen von 1849. Rastatt hat am meisten gelitten. Es war noch mehrere Jahre ein trübes Landesgefängniß, da nicht nur Zivilisten, sondern auch zahlreiche Militärs dort ihre Vergehen zu büßen hatten. Im August 1853 feierte ich in meiner Geburtsstadt Rastatt mein erstes hl. Messopfer. Am folgenden Sonntage hielt ich für einen erkrankten Kaplan den Gottesdienst bei der Straßkom-

pagnie. Meine erste Predigt habe ich in einer großen zur Kapelle hergerichteten Kasematte des Forts A gehalten. Es war eine Art Kataomben-Gottesdienst. In mancher trüben Stimmung im Laufe der Jahre ist mir eingefallen, daß ich bei der Strafkompagnie meine seelsorgerliche Thätigkeit begonnen habe. Aber der Anfang war doch schön. Ich hatte wohl nie eine aufksamere Zuhörerschaft, als in jener Kasematte. Von innigstem Mitleid erfüllt mit jenen Unglücklichen, predigte ich, selbst tief bewegt, von der Unsterblichkeit der Seele und dem ewigen Leben. Es waren da in dieser Strafkompagnie allerlei Elemente zusammengewürfelt, die Mehrzahl wohl intelligenter Leute, wie ich aus den Gesichtern und nachher aus dem Gesang merkte, mit welchem sie den Gottesdienst begleiteten. Das Lied, das sie nach der hl. Wandlung sangen, und das allerdings liturgisch nicht am Platze war, ist mir in unauslöschlicher Erinnerung. „Ich steh' allein auf weiter Flur, nur eine Morgenglocke nur“, sang eine kräftige Baßstimme. „Du armer Mensch“, dachte ich, „du wärest froh, wenn du allein auf weiter Flur ständest, so aber bist du eingeschlossen in festem Gewölbe.“ —

Die Geschichte soll die Lehrmeisterin des Lebens sein; vielleicht können auch aus diesen leicht hingeworfenen geschichtlichen Erinnerungen von Einsichtigen heilsame Lehren gezogen werden, ohne daß ich nothwendig habe, hiebei den Schulmeister zu machen.



Verzeichniß

der

bei den Standgerichten in Baden im Jahre 1849
gefällten und vollzogenen Strafurtheile.

A. In Mannheim :

1. Steck, Arnold, aus Neuenburg, gebürtig von Lissa in Posen, wegen Hochverrath am 7. August zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
2. v. Trübschler, Wilh. Adolf, aus Gotha, vormals k. sächsischer Appellationsgerichts-Assessor in Dresden, wegen Hochverrath am 13. August zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 14. August in der Frühe.
3. Höfer, Karl, von Brehmen, Amt Gerlachshheim, Volksschullehrer zu Altneudorf, wegen Hochverrath

- am 16. August zum Tode verurtheilt. Sogleich vollzogen.
4. Rohr, Friedrich, aus Stuttgart, wegen Hochverrath am 24. August zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 5. Nowitsch (Novits), Johann, aus St. Ivan in Ungarn, wegen Hochverrath am 24. August zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 6. Mohrauer, Georg, Goldarbeiter aus Hanau, wegen Hochverrath am 24. August zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 7. Lacher, Peter, von Bruchsal, Soldat im 2. bad. Lin.-Inf.-Regiment, wegen Meuterei, Treulosigkeit und Hochverrath am 27. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 28. August Nachmittags.
 8. Metzger, Jos., aus Freiburg, Soldat im 2. Inf.-Regiment, wegen Meuterei, Treulosigkeit und Hochverrath am 27. August zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 9. Mayer, Johann, Schneider aus Nürnberg, wegen Hochverrath am 1. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 10. Schmierer, Jakob, Hausknecht von Erdmannshausen, k. württ. Oberamts Marbach, wegen Hochverrath am 1. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

11. Thalheimer, Joh., aus Leim, im Königreich Bayern, wegen Hochverrath und Widerstand gegen die bewaffnete Macht am 1. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
12. Ahrens, Karl, Naturforscher aus Augsburg, wegen Hochverrath und Widerstand gegen die bewaffnete Macht am 1. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
13. Kupferberg, Studirender der Medizin aus Mainz, wegen Hochverrath am 1. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
14. Niebergall, Heinrich, Kaufmann in Neckargerach, wegen Hochverrath und Aufforderung zum Waffengebrauch am 11. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
15. Raucher, Franz, praktischer Arzt in Schwesingen, geboren zu Heidelberg, wegen Hochverrath am 13. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
16. Diez, Heinr., Klempner (Blechschmied) aus Schneeberg, Königreich Sachsen, wegen Theilnahme am Hochverrath und Ausführung gewaltthätiger Unternehmungen am 19. September zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 20. September.
17. Rumbach, Ludwig, Theater-Billeteur und Kommissionär von Mannheim, wegen Hochverrath und Versuch eines gewaltsamen Unternehmens am 6. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

18. Streuber, Valentin, Bürger und Mehlnwaagmeister in Mannheim, wegen Hochverrath am 9. Oktober zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 11. Oktober.
19. Böller, Karl, von Mannheim, Soldat im 2. Linien-Infant.-Regiment, wegen Treulosigkeit, Hochverrath und Widerstand gegen die bewaffnete Macht am 10. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
20. Mögling, Theodor, von Brackenheim, früher Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule zu Hohenheim, wegen Hochverrath und Widerstand gegen die bewaffnete Macht am 19. Oktober zum Tode verurtheilt, aber zu 10 Jahren Zuchthaus begnadigt.
21. Grimmer, Franz Anton, kath. Pfarrer zu Unterschüpf, geb. zu Tauberbischofsheim, wegen Hochverrath und Aufforderung dazu am 24. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

B. In Rastatt:

1. Elsenhans, Ernst, Literat von Feuerbach, königl. württ. Oberamts Stuttgart, wegen Hochverrath am 6. August zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 7. August in der Frühe.
2. v. Biedenfeld, Ernst, pens. großh. bad. Major, zuletzt wohnhaft in Bühl, wegen Hoch- und Landes-

verrath am 6. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 9. August.

3. Liebemann, Gustav Nikol., gebürtig von Lands-
hut, ehemals gr. bad. Lieutenant, wegen Hochverrath
am 10. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen
am 11. August.
4. Heilig, Konrad, von Pfullendorf, gr. Artillerie-
wachtmeister, wegen Treubruch und Hochverrath
am 11. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen
am nämlichen Tage.
5. Mahler, Franz, von Baden, gr. bad. Lieutenant,
wegen Treubruch und Hochverrath am 13. August
zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
6. Bönning, Georg, von Wiesbaden, früher nassau-
scher Offizier, wegen Hochverrath am 16. August
zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 17. August.
7. Backof, Franz, von Wäschbach, Oberamts Durlach,
gr. Artilleriewachtmeister, wegen Hoch- und Landes-
verrath, Treubruch am 20. August zu 10 Jahren
Zuchthaus verurtheilt.
8. Lenzinger, Konrad, von Durlach, gr. Korporal,
wegen Hoch- und Landesverrath, Treubruch am
24. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen
am 25. August.
9. Zenthöfer, Phil., Büchsenmacher von Mannheim,

- Kanonier, wegen Hochverrath am 24. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 25. August.
10. Mniewski, Theophile, aus Wodzierady in Russisch-Polen, wegen Hochverrath am 25. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 25. August.
 11. Bernigau, aus Köln, ehemals Lieutenant, wegen Hochverrath am 25. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 20. Oktober.
 12. Janzen aus Köln, wegen Hochverrath am 25. August zum Tode verurtheilt. Vollzogen am 20. Oktober.
 13. Jakobi, Karl, Schreiner von Mannheim, wegen Hochverrath am 3. September zum Tode durch Erschießen verurtheilt, am nämlichen Tage, Abends 7 Uhr, vollzogen.
 14. Scholderer, Christian, von Lahr, Artillerie-Unteroffizier, wegen Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Vom gr. Kriegsministerium zu 5 Jahren Festungshaft begnadigt.
 15. Schade, Ludwig Peter, Soldat vom gr. bad. 2. Infanterie-Regiment in Freiburg, wegen Treubruch und Hochverrath am 11. September zum Tode verurtheilt.
 16. Blind, Val., Artillerielieutenant, gew. Kriegsschüler von Mannheim, wegen Hoch- und Landes-

- verrath, Widerstand gegen die bewaffnete Macht am 12. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
17. Kunis, Karabinier aus Pforzheim, gewesener gr. bad. Dragoner, wegen Treubruch und Hochverrath am 14. September zum Tode verurtheilt und vollzogen.
 18. Schützenbach, gr. bad. Kanonier, wegen Treubruch und Hochverrath am 14. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 19. v. Corvin-Wiersbicki, Otto Julius Bernhard, von Gumbinnen in Preußen; früher Lieutenant im königlich preussischen 36. Infanterie-Regiment, wegen Hochverrath, Theilnahme am Angriff und Widerstand gegen die gesetzliche Autorität, Aufforderung zum Landesverrath am 15. September zum Tode verurtheilt, aber zu 10 Jahren Zuchthaus begnadigt.
 20. Kerber, von Konstanz, Soldat im 3. bad. Infanterie-Regiment, wegen Treubruch und Hochverrath am 22. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 21. Hirschfeld, Freischärler, wegen Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 22. Günthard, von Konstanz, Soldat im gr. bad. 3. Infanterie-Regiment, wegen Treubruch und Hochverrath, Anstiftung zur Meuterei in Rastatt zum

Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 22. September.

23. Jäger, von Aglasterhausen, Soldat im gr. bad. 3. Infanterie-Regiment, wegen Treubruch und Hochverrath, Anstiftung zur Meuterei in Rastatt zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 22. September.
24. Schanz, Johann, von Hoffenheim, Soldat im vormaligen 1. Dragoner-Regiment, wegen Anstiftung zur Meuterei, Hoch- und Landesverrath am 26. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
25. Blumenschein, Friedrich, von Heidelberg, Soldat bei der 7. Kompagnie des vormal. gr. bad. Leib-Infanterie-Regiments, wegen Theilnahme an der Meuterei und am hochverrätherischen Aufruhr am 29. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
26. Risch, Johann Baptist, von Huchstetten, ebenfalls Soldat im Leib-Infanterie-Regiment, wegen Theilnahme an der Meuterei und am hochverrätherischen Aufruhr am 29. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
27. Hetterich, Blumenwirth von Bruchsal, wegen Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
28. Kommlossi, Metzgermeister von Rastatt, wegen Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

29. Bauer, Gottfried, von Giessigheim, Pionier, wegen Anstiftung zur Meuterei und Bethheiligung am bewaffneten Widerstand gegen die gesetzliche Macht am 4. Oktober zum Tode verurtheilt. Sofort vollzogen.
30. Kilmarx, von Rastatt, Soldat im gr. bad. 2. Infanterie-Regiment, wegen Anstiftung zur Meuterei, Hoch- und Landesverrath zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 8. Oktober.
31. Kohlbecker, von Karlsruhe, Soldat im gr. bad. 2. Infanterie-Regiment, wegen Anstiftung zur Meuterei, Hoch- und Landesverrath zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 8. Oktober.
32. Kuhnert, von Triberg, Soldat im gr. bad. 2. Infanterie-Regiment, wegen Treubruch und Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
33. Kopf, von Dundenheim, Soldat im gr. bad. 2. Infanterie-Regiment, wegen Treubruch und Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
34. Schilling, von Leipsferdingen, Soldat im gr. bad. 2. Infanterie-Regiment, wegen Treubruch und Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
35. Schneider, Soldat im gr. bad. 2. Infanterie-Regiment, wegen Treubruch und Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
36. Strobels, Soldat im gr. bad. 2. Infanterie-

- Regiment, wegen Treubruch und Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
37. Heinzius, aus Frankfurt a. d. O., vormalß Major, wegen Hochverrath am 9. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 38. Bloch, von Dielheim, wegen Hochverrath am 9. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 39. Necker mann, Gustav, von Unterschüpf, vormalß Fourier im gr. bad. 1. Infanterie-Regiment, wegen Betheiligung am Widerstande gegen die gesetzliche Autorität am 3. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 40. Schlageter, Dragoner, wegen Hochverrath am 10. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 41. Kunz, Strumpfwirker von Nastatt, wegen Hochverrath am 11. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 42. Illig, Kanonier, wegen Treubruch und Hochverrath am 12. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 43. Gerhard, von Rintheim, Soldat, wegen Hochverrath und Betheiligung am Widerstande gegen die gesetzliche Autorität zum Tode verurtheilt.
 44. Reiter, Philipp, gebürtig von Wertheim, vormal. Kameral-Assistent, wegen Theilnahme am hochver-

- rätherischen Aufruhr am 16. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
45. Schrader, königl. preußischer Soldat, wegen Hochverrath zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 20. Oktober.
 46. Büchle, Franz Anton, von Unteröwisheim, Korporal im vormaligen 1. Dragoner-Regiment, wegen Theilnahme am hochverrätherischen Aufruhr, Anstiftung und Theilnahme an der Meuterei am 26. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 47. Krenkel, Kasimir, von Reuchen, Karabinier im gr. bad. 1. Dragoner-Regiment, wegen Theilnahme am hochverrätherischen Aufruhr, Anstiftung und Theilnahme an der Meuterei am 26. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

C. In Freiburg:

1. Dortü, Johann Ludwig Maximilian, aus Potsdam, vormalß königl. preuß. Auskultator und Unteroffizier im 24. Landwehrregiment, wegen Hochverrath am 30. Juli zum Tode verurtheilt. Vollzogen den 31. Juli in der Frühe.
2. Neßf, Friedrich, von Rümningen bei Lörrach, wegen Anstiftung und Theilnahme an dem Aufruhr

- am 8. August zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 9. August in der Frühe.
3. Müller, Jakob, Schuhmacher aus Stromberg, in Preußen, wegen Beförderung der Unternehmungen der Aufrührer gegen die preußischen Truppen zu 10jähriger, im Zuchthaus zu erstehender Festungsstrafe und Verlust der preußischen National-Kofarbe verurtheilt.
 4. Ketz, Karl, Eisengießer, von der Sainer Hütte bei Engers, in Preußen, wegen Beförderung der Unternehmungen der Aufrührer gegen die preußischen Truppen zu 10jähriger, im Zuchthaus zu erstehender Festungsstrafe und Verlust der preußischen National-Kofarbe verurtheilt.
 5. Heil, Johann, aus Simmern in Preußen, wegen Beförderung der Unternehmungen der Aufrührer gegen die preußischen Truppen zu 10jähriger, im Zuchthaus zu erstehender Festungsstrafe und Verlust der preußischen National-Kofarbe verurtheilt.
 6. Kromer, Gebhard, von Bombach, Soldat im gr. bad. 2. Infanterie-Regiment, wegen Treubruch, Anstiftung und Theilnahme am Aufruhr am 20. August zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Vollzogen am 21. August.
 7. v. Rango, Ludwig, aus Berlin, vorm. königl. preuß. Oberstlieutenant, wegen Theilnahme am Hoch-

- verrath am 23. August zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
8. Baader, Bernhard, Hutmacher von Freiburg, wegen Theilnahme am Hochverrath am 25. August zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 9. Kohler, Andreas Philipp, von Weil, im Königreich Württemberg, wegen Theilnahme am Hochverrath am 1. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 10. Halter, Christoph, von Lenzburg, Kanton Aargau, wegen Theilnahme am Hochverrath am 1. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 11. Herr, Konrad, Schuster aus Bamberg, wegen Theilnahme am Hochverrath am 4. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 12. Beerwalt, Franz, Seidenzeugmacher aus Wien, wegen Theilnahme am Hochverrath am 4. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 13. Reinberger, Augustin, Schuster von Badenweiler, wegen Theilnahme am Hochverrath am 4. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 14. Kunnenmacher, Martin, Seifensieder von Staufsen, wegen Theilnahme am Hochverrath am 7. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
 15. Frank, Franz, Tagelöhner von Friedrichsdorf, wegen Theilnahme am Hochverrath am 7. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

16. Förger, Ignaz, von Altbreisach, Hauptlehrer in Sölden, wegen Theilnahme am Hochverrath am 19. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
17. Jähule, Johann Peter, Buchdruckerlehrling aus Schwäbisch-Hall, wegen Theilnahme am Hochverrath durch Urtheil vom 28. September zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt, aber vom Kriegsministerium auf 5 Jahre Arbeitshaus gemindert.
18. Saul, Apotheker, von Thiengen, wegen Hochverrath am 12. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
19. Rauch, Damas, von Grafenhausen, wegen Hochverrath am 22. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
20. Julius Ritter v. Braun, katholischer Pfarrer zu Ewattingen, Amt Bonndorf, wegen Hochverrath am 26. Oktober zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
21. Wenger, Max, Studirender von Hardheim, wegen Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
22. Hehl, Friedrich, Kanonier, wegen Hochverrath zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
23. Kunzki, Johann, Preuße, Schneider aus Möbe, Regierungsbezirk Marienwerder, wegen Hochverrath zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
24. Nuhl, Franz, Metzgergeselle aus Düsseldorf, wegen Hochverrath zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

25. Wilhelm, Heinrich, aus Hunter, Regierungsbezirk Erfurt, wegen Hochverrath zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt.
26. Winkel, Gottfried, Professor in Bonn, wegen Hochverrath zu lebenslänglicher Haft in einer Festung verurtheilt. Das kriegsgerichtliche Urtheil zum Vollzuge in einer Zivilanstalt bestätigt.

Summe 94.



Un. of Maryland
5-N. 5D

Un. of Maryland
5-17-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-A 5D

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-10-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-16-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

Un. of Maryland
5-11-50

